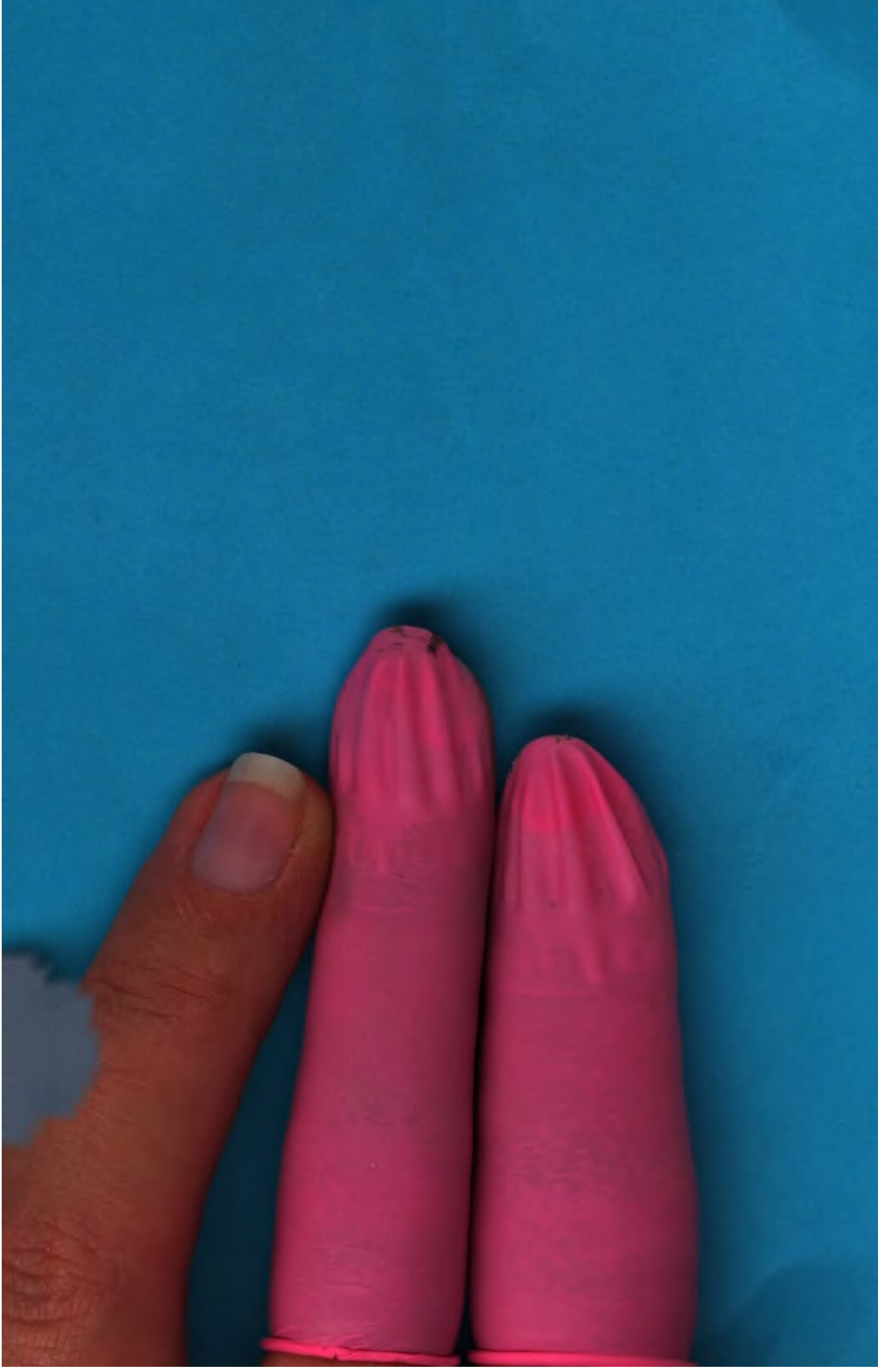
Inhalt.

Seite



Zweites Capitel.

Jugend-Bibliothek,

in einer Auswahl

vorzüglicher englischer und französischer

Jugendschriften

in deutscher Uebersetzung

für

Kinder religiöser Erziehung

aus allen Ständen.

II. Serie. V. Bändchen.

Das Christfest oder Gott führt die Seinen wunderbar.

Das Königthum eines Tages oder das Fest unschuldiger Kinder

Augsburg, 1860.

Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

(Gedruckt in deren eigener Offizin.)

Das Christfest

oder

Gott führt die Seinen wunderbar.

Das Königthum

eines Tages

oder

das Fest der unschuldigen Kinder.

Zwei

Erzählungen für die Jugend

aus dem Französischen und Englischen.

Augsburg, 1860.

Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Das Buch

Das Christ-Fest,

oder:

Gott führt die Seinen wunderbar.

Kapitel I.

Arm und Hilflos.

Sanfter Friede lag über das niedliche Dörfchen Mollnau ausgegossen, verstummt war der Lärm des Tages, und das emsige, geschäftige Treiben hatte einer sabbathlichen Ruhe Platz gemacht. Aus allen Fenstern strahlten Lichtlein und jauchzten die frohen Stimmen der Kinder, denn es war ja Christabend; und welche Mutter hat da wohl nicht einige Gaben für ihre Kindlein zurecht gelegt! Es war auch ein herrlicher Weihnachtsabend. Die Erde war in glänzendes Weiß gehüllt;

die Sterne funkelten in wahrer Pracht und wetteiferten an Glanz mit dem eben aufgehenden Monde; es schien die ganze Natur vereinigt zu sein, um die geistige Geburt des Herrn würdig feiern zu helfen.

Ueberall hatte das Christkindlein schon Einkehr genommen, nur ein Haus schien es vergessen zu haben; denn da funkelten keine Lichtlein und klangen keine fröhlichen Kinder-Stimmen. Es war auch fast kein Haus zu nennen, so elend und armselig sah es aus. Die kleinen Fenster waren ganz mit Papier verklebt und gestatteten kaum einen Blick in das Innere, welches dem Aeußern vollkommen entsprach. Ein halb verfallener Ofen nahm den größern Theil des Stübchens ein, dazu eine hölzerne Bank, ein Tisch und ein rauchgeschwärztes Bild an der Wand; dieß waren die einzigen Meubles dieses Gemaches.

Auf dem ungedielten Fußboden lag ein Haufe Stroh, und auf diesem Stroh wand und krümmte sich klagend und stöhnend ein Mann, dessen Haare fast dem Schnee auf der Haide glichen; und doch hatte er offenbar noch nicht jenes Alter erreicht, welches die Haare ergrauen macht. Seine Gestalt war

rüstig, obgleich jetzt von Krankheit gebrochen, ein unheimliches Feuer sprühte aus seinen schwarzen Augen, über welche sich buschige Braunen wölbten. Seine Züge waren edel, aber ein geheimer, entsetzlicher Gram lag so deutlich, vielleicht durch die Zeit so eingegraben, in seinen Zügen so eingeprägt, daß man unwillkührlich zurückschauerte, und dann doch wieder von Mitleid hingerissen ward. Aus seinem Munde drangen von Zeit zu Zeit herzzerreißende Seufzer und Klagen, aber ach, ungehört verhallen sie; wer dachte heute in der allgemeinen Freude an den finstern, unheimlichen Bernhard, der mit dem Tode rang! Hatte er doch mit Niemanden ein freundliches Wort gesprochen, Niemand wußte woher er gekommen; aus Barmherzigkeit hatte man ihm die alte Hütte überlassen, da ein Fieber ihn am Weiterreisen hinderte. Seit acht Tagen war er nun hier. Man sah ihn hie und da, wenn die Sonne schien, vor der Hütte zusammengekauert sitzen, man bot ihm Speise, er dankte und bat ihn sitzen zu lassen, da er nichts bedürfe; also erfüllte man auch seinen Wunsch und bekümmerte sich nicht mehr um ihn.

So war ein Tag nach dem Andern ver-

gangen! Bernhard (dieser Name war das Einzige, was die Dorfbewohner von ihm erfahren hatten), Bernhard hatte gefühlt, daß das Fieber immer zunehme von Stunde zu Stunde; doch konnte ihn nichts bewegen, Hilfe zu verlangen, welche ihm die freundlichen Dorfbewohner gewiß nicht versagt hätten. So war der siebente und der achte Tag gekommen; der Arme war nicht mehr fähig, sich vom Lager zu erheben, vielweniger seine kleinen Bedürfnisse zu bestreiten. Der Wasserkrug war längst geleert; eisige Kälte herrschte in dem Stübchen, doch der Kranke ward verzehrt von Glut und Hitze, dann aber schüttelte ihn wieder der heftigste Fieberfrost. Seine Gedanken verwirrten sich immer mehr, bis er zuletzt in gänzliche Bewußtlosigkeit verfiel. Damit war wenigstens das Gefühl seiner entsetzlichen Lage dahin.

Kapitel II.

Ein rettender Engel.

Rein und silbern klang das Glöcklein herab von dem Kirchlein; es verkündete die geist-

liche Geburt des Herrn frohlockend und rief alle Kinder zur Kirche, um mit eigenen Augen zu schauen und Gottes Güte und Langmuth zu preisen. Auf allen Wegen ward es lebendig; von nah und fernen Häusern wandelten Groß und Klein, Jung und Alt zur Kirche, um der feierlichen Christmette beizuwohnen. Bereits waren die letzten Klänge verhallt; der Priester trat an den Altar und das Volk begann jene weihevollen, geistlichen, ergreifenden Lieder, welche unendlich erhebender sind und mehr zur Andacht stimmen, als die gewählteste Musik vermag. Denn während diese nur auf die Sinne wirkt, dringt der mehrstimmige Volksgesang mit unwiderstehlicher Macht zu Herzen, reißt es hin in heiliger Begeisterung, so daß sich jede Seele zum Himmel getragen fühlt. Das Opfer hatte, wie schon gesagt, begonnen, als ein Mädchen durch das öde Dorf eilte. Sie konnte vielleicht 18 Jahre zählen; ihre Züge waren ungemein sanft und lieblich; die reinste Unschuld leuchtete aus ihren blauen Augen; ihr Wuchs war schlank, fast zart für ihr Alter; ihr Anzug einfach, und verkündete, daß sie dem Bauernstande angehöre. Sie hatte sich offen-

bar verspätet, daher ihre Eile; den Weg abzuschneiden, wandte sie sich seitwärts und mußte daher an der Hütte vorüber, worin der erwähnte Kranke lag. Wie ein Reh sprang sie an dem Abhange hinunter und wollte an der Hütte vorüber, als sie plötzlich stille stand und horchte.

Aus der Hütte aber drangen verworrene Laute und erstickte Hilferufe, da fiel ihr plötzlich der Arme ein, von dem sie einmal flüchtig erzählen gehört hatte. Sollte er vielleicht schwer erkrankt sein? Ein rascher Entschluß reifte in ihrer Seele und nachdem sie ein kurzes inniges Gebet zum Himmel gesandt hatte, betrat sie klopfenden Herzens die Hütte, und die Thüre des Stübchens leise öffnend, befiel sie ein Schauder und Entsetzen, als ihr der Kranke mit fieberglühendem Auge entgegen starrte; sprachlos stand sie eine Weile, wie ein dem Grabe Entstiegener hatte er sich halb aufgerichtet; das gelbe Mondlicht beleuchtete seine verzerrten, eingebrochenen Züge. Da leuchtete plötzlich milde Freude in seinen Zügen auf. „Maria!“ rief er mit herzzerreißender Stimme, „komm', Maria, komm', o komm', wie hab' ich schon so lange nach dir geseufzt,

sie haben dich mir entrissen; nicht wahr, du bist nicht todt, du willst mir zu trinken geben; oder bist du ihr Geist? Willst du mich abholen ins Grab?" Das Mädchen stand noch immer zitternd vor der Thüre; was war zu thun? „Hilf wie du kannst," flüsterte eine Stimme in ihrem Herzen, und dieser Engelsstimme gehorsam, wie immer, besiegte sie ihre Furcht, nahm rasch den Krug und war ein paar Minuten darauf, mit frischem Wasser versehen, wieder bei dem Kranken, dem sie vorsichtig mit einem Löffel davon einflößte.

Sie nahm ihr Tuch ab und breitete es unter das Haupt des Kranken, und bedeckte ihn mit dem Mantel der neben seinem Lager hing. Dann bemühte sie sich Feuer in dem Ofen anzufachen, um wo möglich etwas Warmes für ihn zu bereiten. Doch ach, wie sie auch suchte, es fand sich aber auch gar nichts in der Hütte, womit sie ihm eine Erquickung hätte bereiten können. Traurig setzte sie sich neben den Kranken, der jetzt wieder aus seiner Betäubung erwacht war und seine Pflegerin mit staunenden Augen betrachtete. „Bist du meine Gattin, meine Maria?" fragte er wieder, „ja, du bist es." „Nein, entgegnete

das Mädchen, „ich heiße nicht Maria, ich heiße Christine; ich habe euch niemals gesehen, aber ich hörte euch seufzen, als ich vorüber ging, um in die Mette zu gehen; ich glaubte ihr werdet Hilfe brauchen, darum bin ich in euer Stübchen eingedrungen. Glaubt es nur, der liebe Gott hat mich hieher gesandt und ich will euch in Gottes Namen pflegen so gut ich kann."

„Ja," entgegnete er, „du bist doch Maria; das ist ja ihre Stimme, das sind ihre Augen; nicht wahr? ich bin alt und du kennst mich nicht mehr. Das macht der Kummer; ich suche schon lange unsere Rosa, ich muß sie finden." Mit Anstrengung all' ihrer Kräfte hielt ihn Christine auf seinem Lager fest; „ihr müßt zuvor schlafen, damit ihr recht kräftig werdet, dann wollen wir die kleine Rosa suchen, auch ich helfe euch, wir werden sie dann schon wieder finden." Der Kranke war wieder ruhiger, Christine kniete sich am Boden nieder und betete heiß und innig um Hilfe und Kraft, sie gelobte dem Heilande, sich dieses armen, wie sie richtig erkannte, an Leib und Seele Kranken anzunehmen und ihm aus christlicher Liebe Hilfe und Pflege

angedeihen zu lassen. Sie kniete noch am Boden, da tönten wie zur Antwort die hellen Glöckchen herab, tief beugte sich das Mädchen und betete den Heiland an, der erhoben den Blicken aller sich zeigte. Und nach dem Gebete kehrte Friede, heilig segende Kraft und heldenmüthige Entschlossenheit in ihre Seele, sie fühlte, daß ihre Bitte Erhörung gefunden. Sorgsam bedeckte sie den Kranken, gab ihm nochmal zu trinken und empfahl ihn in den Schutz Gottes; dann öffnete sie leise die Thüre und huschte hinaus in die kalte Winternacht.

Kapitel III.

Der barmherzige Samaritan.

Die Christmette war vorüber; das Volk hatte bereits die Kirche verlassen, nur hie und da kniete noch ein armes Mütterlein und klagte dem lieben Christkindlein seine Noth, oder ein anderes Anliegen; die Kerzen waren erloschen, nur das ewige Licht brannte noch und warf seine sanften Strahlen auf ein silbergelocktes Greisenhaupt. Es war der gute

Pfarrer, welcher sich noch nicht trennen mochte von dem Heiligthume, in welchem er seine schönsten Stunden verlebt hatte. Thränen der süßesten Rührung glänzten in seinen Augen; er gedachte, wie oft er nun schon in der heiligen Weihnachtsstunde da am Altare gekniet, wie oft er den Heiland auf den Händen getragen; mit innigem Danke gedachte er aller Wohlthaten, die ihn aus Gottes Hand beglückt; war es ein Wunder, daß sein Herz von Lieb' und Dank zum Herrn überströmte? Lange hatte er gekniet, dann stand er auf und begab sich langsam aus dem Gotteshause, um in seine Wohnung zur kurzen Ruhe zurückzukehren. Da trat ihm ein Mädchen mit frommem Gruße entgegen. Forschend schaute er in ihr Gesicht. „Wie, Christine, du noch hier?" fragte er, „es ist schon Alles nach Hause, „warum weilst du noch hier?" „Verzeihen Sie, Hochwürdiger Vater", sprach das Mädchen mit bebender Stimme; es geschieht um eines Kranken willen, der dort in der letzten Hütte mit dem Tode kämpft und Ihres Beistandes so sehr benöthigt ist; ich verließ ihn so eben auf einen Augenblick, um Sie aufzusuchen und Sie zu bitten, ihm bei-

zustehen.“ „Nun! so wollen wir ihn keinen Augenblick warten lassen,“ entgegnete der milde Mann und wandte seine Schritte dem Fußwege zu, der nach der Hütte führte. Christine flog mit Windesschnelle zum Kranken zurück, den sie wieder in den wildesten Phantasien befangen fand. Mit stürmischer Freude begrüßte er sie wieder als seine Gattin, die aus dem Grabe zu ihm zurückkehre. Ein paar Minuten darauf trat auch der gute Pfarrer athemlos in das Zimmer. Augenblicklich erkannte er die herrschende Gefahr und die gänzliche Hilflosigkeit des Unbekannten; er befahl dem Mädchen bei dem Kranken zu bleiben und ihn durch Widerspruch seiner Phantasien nicht aufzuregen, dann entfernte er sich eilend; doch kehrte er schon in einer Viertelstunde in Begleitung des Arztes und eines Knechtes zurück, welcher mit Decken und andern nothwendigen Dingen beladen war. Mit schonender Liebe bereitete Christine ein besseres Lager, auf welches ihn die Uebrigen sanft legten. Nun untersuchte der Arzt den Pulsschlag des Kranken und horchte auf das röchelnde Athmen; sein Gesicht wurde sehr bedenklich. „Herr Pfarrer,“ sprach er kopfschüt-

telnd, doch leise: „das ist der Typhus, es kann noch 3 Tage dauern, bis er zum vollen Ausbruch kommt; vielleicht tritt die entschei-dende Krisis auch eher ein. Ob er sie über-stehen wird? Es kann sein, aber viele Kräfte hat er ihm nicht entgegen zu setzen. Kennen Sie ihn vielleicht schon länger?“ fragte er, als er eine Thräne in des Pfarrers Auge sah. „Ich sehe ihn heute das Erstemal,“ entgeg-nete der Greis.“ „Er ist schon eine Woche hier und ich glaube er kam schon krank hie-her,“ versetzte zögernd der Knecht, indem er mit scheuer Furcht auf den Kranken blickte, „man hielt ihn für einen Wahnsinnigen, und vielleicht ist es auch so.“ „Und warum hat man mir davon nichts gesagt?“ entgegnete der Pfarrer, indem seine sonst freundlichen Züge vor Unwillen glühten. „Er wäre viel-leicht leicht zu retten gewesen; wenn er nun stirbt, wer hat seinen Tod auf dem Ge-wissen, als wir? — O mein Gott“, seufzte er, „lege doch nicht solche Last auf unser Gewissen! laß ihn wieder genesen. Ach liebster Freund, sparen Sie doch keine Mühe, ich will Alles auf mich nehmen.“ Der alte, ehrliche Arzt zuckte die Achseln; „was in meinen Kräften

steht wird geschehen, aber bedenken Sie, ohne Pflege helfen alle meine Arzneien nicht, und wer wird sich herbeilassen, sein Leben eines fremden Menschen wegen der Gefahr einer Ansteckung auszusetzen?" Rathlos sann der Pfarrer nach, er mußte dem Arzte Recht geben; er kannte seine Pfarrkinder, sie würden seinem Befehl gehorcht haben, aber wenn sie angesteckt würden? Er sah im Geiste schon sein liebes Dörfchen verheert von dieser schrecklichen Seuche. „Mein Gott," seufzte er, „was ist zu thun?" Da trat Christine zu ihm heran, ergriff seine Hand, küßte sie mit ehrfurchtsvoller Miene.

„Ich will es thun, Gott hat mich zuerst dem Kranken zur Pflegerin gegeben. Wie, sollte ich mir diese Ehre nehmen lassen?" Verwundert sah der Pfarrer auf die zarte Jungfrau; ihre Augen strahlten vor heiliger Begeisterung, ein Ernst, eine Würde lag in ihren Zügen ausgeprägt, wie man sie in einem solchen Alter selten findet. „Du bist ein Engel, Christina," sprach er gerührt, ein Engel der Barmherzigkeit; aber dießmal kann und darf ich dein Opfer nicht annehmen, was würden deine Eltern sagen, wenn du ange-

steckt würdest, du ihr einziger Trost, ihre einzige Freude? auch reichen deine Kräfte nicht aus; der Kranke bedarf einer rüstigen Wärterin." „O bitte, erlauben Sie mir hier zu bleiben?" begann das Mädchen wieder, „meine Eltern werden es gewiß erlauben und sie haben es ja selbst schon oft gesagt, was Gott nicht will, das geschieht auch nicht. Wenn ich sterben muß, so kann es ja auch so geschehen und ist es sein Wille nicht, dann wird mir die Ansteckung nicht nahen. Gott wird meine schwachen Kräfte stärken, daß ich so viel leisten kann, wie eine ältere Person." „Herr Pfarrer!" nahm der Arzt das Wort, „lassen Sie das Mädchen hier, wenigstens bis Morgen, sie ist eine geborne barmherzige Schwester, mit Hilfe eines solchen Wesens getraue ich mir auf die Rettung dieses Kranken zu hoffen. Morgen kann man zu ihren Eltern schicken, wenn es ihnen recht ist, nun dann dürfen sie es kühn erlauben."

Da legte der ehrwürdige Priester segnend seine Hände auf ihr blondes Haupt; „Gottes Segen, mein theures Kind," sprach er mit vor Rührung zitternder Stimme, „möge dich stärken zu diesem Werk der Liebe."

Kapitel IV.

Das sorgsame Mutterherz.

Etwa eine Viertelstunde von Mollnau entfernt standen einige Häuser links und rechts von Bergen beschützt gegen die rauhen Winde, sie hatten ein reinliches, nettes Aussehen; besonders eines desselben zeigte einen hohen Grad von Wohlhabenheit seiner Bewohner. Man mußte durch ein Gärtchen gehen, wenn man in das Haus gelangen wollte. Ueberall herrschte die Macht des Schlafes, nur in diesem Hause nicht. Von Zeit zu Zeit schob eine Hand die Vorhänge am Fenster zurück und ein Mütterchen schaute forschend hinaus auf den Weg, zog dann mißmuthig den Kopf zurück und schob die Vorhänge wieder vor, ohne erspäht zu haben, was sie zu suchen schien. „Das weiß Gott," sprach sie, „was dem armen Kinde heute begegnet ist; nun ist es schon 3 Uhr und um 1 Uhr hätte sie schon zurückkommen können; denn länger hat die Mette nicht gedauert. Wäre ich nur fort mit ihr, vielleicht wären wir doch noch zur rechten Zeit hinunter gekommen." Dann wischte sie eine Thräne aus dem Auge und nahm die

Legende zur Hand, um etwas tröstliches daraus zu holen. Der Mann, zu dem sie diese Worte gesprochen hatte, schüttelte das Haupt, auf welchem schon graue Locken prangten. „Bedenk doch Agnes," sprach er zu seiner Gattin, „Christine ist ja kein Kind mehr, sie hat allein mehr Muth und Verstand als ich und du mitsammen und dann ist sie auch so gut und fromm; der liebe Gott nimmt sie gewiß unter seinen Schutz, besser als wir. Vielleicht bringt sie den Rest der Nacht bei ihrer Freundin zu. Komm' wir wollen sie Gott empfehlen und dann zur Ruhe gehen; vor Tag kommt sie auf keinen Fall, und kommt sie dann noch nicht, so will ich in Gottesnamen in's Dorf hinunter gehen und sie holen." Traurig folgte seine Gattin; sie vermochte nicht sich eines rechten Trostes zu erfreuen: Denn das Mutterherz ist ja immer sorglicher und bekümmerter als jedes andere; darum wollte sich auch kein Schlummer auf ihre Augen senken und ehe der Tag graute stand sie schon wieder am Fenster. Da klopfte es an der Hausthüre und der Knecht des Herrn Pfarrers meldete einen schönen Gruß von ihrer Christine. Sie habe sich der Pflege eines Kran-

ken gewidmet, darum ihr gestriges Ausbleiben; sie bitte es ihr zu verzeihen und zu erlauben, einige Tage bei ihm zu bleiben, bis es wieder besser gehe. So sehr das Mütterchen über diese Nachricht sich freute, ängstigte sie doch die Krankenpflege, deßwegen trug sie die Sache rasch ihrem Gatten vor mit dem Vorschlage, ihre Tochter heimzurufen. Der gute Alte schüttelte das Haupt, zog sich schleunig an, ergriff den Stock und sagte: „ich muß selbst nachsehen, vielleicht kann sie ein Leben retten und da dürfen wir sie nicht aufhalten; du kennst ja ihre Geschicklichkeit in allem, gräme dich nicht," sprach er, über die Schwelle schreitend; „ich werde bald wieder zurück sein, und so Gott will, nicht allein." Lange schaute ihm die gute Agnes nach, dann trocknete sie ihre Augen aus und ordnete ihr kleines Hauswesen, um sich dann ebenfalls zum Kirchengange zu rüsten.

Kapitel V.

Die Heldin der christlichen Liebe.

Freundlich und klar wie die Christnacht, war auch der Weihnachtsmorgen; die Sonne

erhob sich flammend im Osten und warf grüßend ihre Strahlen durch die kleinen Fenster der armen Hütte, in deren Innern sich Vieles verbessert, aber auch Vieles verschlimmert hatte. Der Kranke ruhte in einem ordentlichen Bette, vor welchem auf einem Nachttischchen verschiedene Gläser mit Arzneien standen. Das Bett und noch viele andere Dinge waren aus dem Pfarrhofe gebracht worden, so daß jetzt das Stübchen ein fast heimisches Aussehen bekam. Er selbst hatte erst den Kranken verlassen und Christine saß nun allein am Krankenbette, von Zeit zu Zeit ihm Arzneien einflößend. Doch so vortheilhaft sich auch Alles verändert hatte, so sehr hatte sich auch der Zustand des Kranken verschlimmert; er redete beständig irre; die Fieberhitze nahm mit jeder Stunde zu; und der Arzt, welcher so eben wieder eintrat, drückte in seinem ganzen Benehmen Hoffnungslosigkeit aus. „Ich fürchte, gutes Kind," sprach er, Christine anblickend, „wir beide werden wenig helfen können, wenn nicht der liebe Gott hilft; es scheint mir, soviel ich aus seinen Irreden bemerke, daß nicht Leibesschwäche allein seine Krankheit herbeiführte, er muß großen

Gram mit sich getragen haben, und das gibt ihm den Rest." Er gab hierauf dem Mädchen noch verschiedene Verhaltungsregeln, und trug ihr besonders auf, dem Kranken den Wahn, in ihr seine Gattin wieder gefunden zu haben, nicht zu bestreiten, da dieses tödtliche Folgen haben könnte.

Er wollte sich so eben entfernen, als ein Greis athemlos in das Zimmer trat. Mit kindlicher Freude umarmte ihn Christine und suchte dann in seinen Zügen die Gewährung ihrer Bitte zu lesen. Doch dieses ward ihr nicht schwer; sein väterliches Auge blickte voll Stolzes und Zärtlichkeit auf sie; denn ein solches Kind zu besitzen, wer hätte sich nicht das gewünscht? Leise trat er zum Kranken und betrachtete ihn voll Mitleides, plötzlich aber erstarrte sein Auge; das Zeichen des höchsten Erstaunens trat in seine Züge: dann fuhr er mit der Hand über die Augen, als wollte er sich überzeugen, daß ihn kein Traum äffe. „Bernhard," seufzte er mit kaum hörbarer Stimme; „kennst du des Herrn Hand, hat sie dich erreicht nach langer, langer Zeit?" Ueberrascht trat der Arzt näher. „Ihr kennt diesen Menschen," fragte er?

„Ich kenne ihn," entgegnete der Greis mit eisiger Stimme; „ich würde ihn nach 100 Jahren noch erkannt haben, seine Züge sind tief in meine Seele gebrannt. Christine," sprach er, „du gehst mit mir nach Hause, es kann ihn da pflegen wer will." Aber Christine schlang ihre Arme um seinen Nacken und bat so flehentlich, so rührend und immer wieder, bis endlich der Greis mit einem Blick zum Himmel ausrief: „Nun denn so bleibe — Gott weiß allein, welches Opfer ich bringe; möge Er dich schützen, vor Krankheit; ich werde dich öfters besuchen; aber den Kranken kann und will ich nicht mehr sehen." „Vergieb, so wird auch dir vergeben werden," flüsterte das Mädchen leise. Schnell blickte der Greis auf sie, zwei große Thränen rollten über seine Wangen; er trat rasch zum Kranken und flüsterte leise: „Bernhard ich vergebe dir Alles, ich habe es dir schon längst verziehen, mög' dich der Herr genesen lassen." Dann wandte er sich rasch hinweg, und eilte hinaus. Christine aber kehrte weinend zum Kranken zurück, welcher von Allem nichts begriff, da er ganz betäubt und von Sinnen war. Wer wäre im Stande die Lage des Mädchens zu

schildern! Allein bei einem gifthauchenden Kranken, bei einem Kranken, in welchem sie den Feind ihrer Eltern erblickte, abgeschlossen von den Menschen, den alle flohen vor der Krankheit und endlich dann Tag und Nacht die Pflege, welche nothwendig ihre Kräfte aufreiben mußte. Wäre es ein Wunder, wenn ihr Muth gesunken wäre! Doch nein, dieses konnte nur derjenige sagen, der die religiöse Tiefe und Opferfähigkeit ihres demüthigen Herzens nicht kannte. Christine blieb ihrer übernommenen Pflicht mit einem Eifer, mit einer Kraft und Ausdauer getreu, welche nur Gott belohnen konnte. Die ekelhaftesten Arbeiten verrichtete sie mit heiliger Freude, und stand dem Kranken furchtlos bei den schrecklichsten Anfällen zur Seite. Aber auch dieser erkannte trotz seines verwirrten Geistes den Engel, der ihn umschwebte und seine Augen folgten ihr, wohin sie nur ihre Schritte wandte. So ward es Abend, so war es wieder Morgen geworden; die Krankheit hatte sich von Stunde zu Stunde gesteigert und das Lebensflämmchen flimmerte immer schwächer, der Geist ward wirrer und wirrer. Mit Angst und Bangen suchte Christine in des Arztes

Zügen Leben oder Tod heraus zu finden. Doch dieses Antlitz war ernst und traurig. „Heute Nacht," sprach er, „kann die entscheidende Krisis eintreten, er wird sie schwerlich überstehen, doch bei Gott ist kein Ding unmöglich," setzte er tröstend hinzu; als Christine in heftiges Schluchzen ausbrach. „Herr Pfarrer und ich werden dich heute Nacht ablösen, man weiß nicht was geschieht, und deine Kräfte müssen ganz aufgerieben werden." So schlich der Tag vorüber; die gefürchtete Nacht brach an. Der Kranke empfing die letzte Oelung, die Seele schien sich mit ganzer Kraft zum Todeskampfe zu rüsten; die Phantasien wurden heftiger, sein Blick flamender, ja es schien eine Kraft des Lebens in seinen Körper zu strömen, damit der Kampf um so schrecklicher und anhaltender werde. Da begann dieses Ringen zweier unsichtbarer Mächte. — Leben und Tod. Der Kampf war furchtbar; aber kurz — der Tod schien den Sieg zu behaupten, denn der Kranke sank leise zurück. Die Brust hob sich noch ein paarmal im letzten Wogen, sein Auge war starr, der Athem stockte, nochmal bewegte er seine Hand, dann ward es stille. Laut schluchzend warf sich das Mädchen

am Bette nieder und betete mit glühender Inbrunst; der Pfarrer trocknete eine Thräne. „Herr, laß ihn ruhen im Frieden.“ „Amen.“ schloß der Arzt; wir haben gethan, was in unserer Macht steht; vielleicht ist ihm wohler als ihm Leben; der Herr macht es allezeit recht.

Kapitel VI.

Der Schleier lichtet sich.

In seinem behaglichen Zimmer saß des Morgens nach dem Gottesdienste der greise Pfarrherr. Gedankenvoll blätterte er in einem Buche, doch schien er nicht aufgelegt zum Lesen, denn er warf es plötzlich zu, und begann im Zimmer auf- und abzugehen. Da klopfte es leise an die Thüre. Mit dem frommen Gruße „Gelobt sei Jesus Christus“ trat ein Greis herein, dem wir schon in der Hütte des Kranken als den Vater Christinens erkannt haben. Lächelnd bot ihm der Pfarrer die Hand. „Das ist schön von euch, Vater Werner,“ sprach er in herzlichem Tone, „daß ihr mich besucht; ich dachte soeben an euch

und eure Tochter Christine, wie geht es ihr und dem Kranken?" „Ich war eben bei ihr, mit dem Kranken wird es besser gehen," sagte Herr Braun; „die Krisis ist vorüber; er hat sie wider Erwarten überstanden; aber er ist so hilflos wie ein Kind, seitdem der Starrkrampf ihn verließ; es wäre ihm die ewige Ruhe zu wünschen gewesen." „Nicht doch, mein guter Freund, danken wir vielmehr dem lieben Gott," entgegnete sanft der Pfarrer. „Danken wir Ihm, daß Er nicht diese schreckliche Verantwortung auf uns geladen hat. Gönnt' eurer heldenmüthigen Tochter die Freude, ein Leben dem Tode entrissen zu haben; denn nächst Gott hat sie das meiste beigetragen es zu erhalten." „Ja," entgegnete Werner, „ich gönne ihr diese Freude; das arme Kind hat sie, wie ich fürchte, theuer genug erkauft. Doch wie Gott will, sein Name sei gebenedeit. Wenn es ihre Zeit erlaubt, Herr Pfarrer, so möchte ich Ihnen heute etwas anvertrauen, was wie eine Zentnerlast auf mir liegt, seit ich den Kranken gesehen, d. h. wenn Sie mich gütig anhören wollen," setzte er mit leiser Stimme hinzu. „Mit Freuden," entgegnete der Pfarrherr, „wenn ich euch hel-

fen kann, wird es gerne geschehen." „Nun denn," sprach Werner, indem er die Hand auf das Herz legte; „so hören Sie denn: Christine ist nicht meine Tochter; obgleich ich mein eigenes Kind nicht mehr lieben könnte, so muß ich doch den Schleier lüften, der über ihre Herkunft liegt, so weit es in meiner Macht steht." Erstaunt sah ihn der Pfarrer an. „Christine nicht eure Tochter? aber wie kommt ihr dazu?" „Da muß ich in Kürze meine gänzliche Lebensgeschichte erzählen, damit Sie sehen, wie eigenthümlich die Geschichte Bernhards in die meinige verflochten ist. Ich bin von Geburt aus kein Bauer und war auch zu keinem solchen bestimmt. Mein Vaterwar ein wohlhabender Bürger, welcher mir eine sehr sorgfältige Erziehung geben ließ. Aus meiner Kindheit ist mir wenig bekannt, meiner Mutter erinnere ich mich nur ganz dunkel, ihr Andenken aber bleibt mir immer heilig. Als ich das 25. Jahr überschritten hatte, starb mein guter Vater; ich als einziger Erbe einer bedeutenden Verlassenschaft konnte mich allein nicht trösten und sah mir nach einer treuen Lebensgefährtin um. Meine Wahl fiel auf ein armes, aber frommes, sitt-

sames Mädchen; binnen Jahresfrist, in welcher ich noch verschiedene Reisen machen mußte, gelobte sie mir am Altare ewige Liebe und Treue. Unsere Ehe war unbeschreiblich glücklich. Ein Kind lachte heiter und fröhlich aus der Wiege uns entgegen; wir beide waren gesund und zufrieden: was hätte uns da noch mangeln können? Aber wie schnell verändert sich oft das Glück in bittersten Kummer! Nichts auf Erden hat Bestand; das mußten auch wir reichlich erfahren. Seit einiger Zeit hatte auch unser Nachbar, des Regierens müde, seiner einzigen Tochter das Geschäft und die Handlung abgetreten und sich zur Ruhe begeben. Es ward eine glänzende Hochzeit gefeiert. Der Bräutigam war ein hübscher Mann und soll auch reich gewesen sein; also lebte man herrlich und in Freuden dahin. Ich kam mit meinem neuen Nachbar ziemlich oft in Berührung; er war ein Mann von guten Eigenschaften, einen unbezähmbaren, unnatürlichen Jähzorn abgerechnet, konnte man Herrn Bernhard nichts zur Last legen. So verflossen ein paar Monate, wir wurden innige Freunde, so wie sich auch unsere Frauen Freundschaft gelobten. Da einmal an einem

freundlichen Wintertage ich eben Willens war, zu Herrn Bernhard, meinem Freunde, zu gehen, plagte mich unsere kleine, jetzt zweijährige Tochter sie mitzunehmen. Ein unbestimmtes Vorgefühl ließ mich ihr die Bitte abschlagen; doch als sie nicht nachgab, nahm ich sie mit mir. Wir traten in den Laden und während ich mich mit meinem Freunde unterhielt, betrachtete mein Kind freudig die verschiedenen Dinge. Eben hatte mich mein Freund auf eine köstliche Blumen-Vase von großem Werth aufmerksam gemacht, als mein Kind nach derselben langte; das Tischchen schnappte über und die Vase lag zertrümmert auf dem Boden. Ich weiß nicht wie es geschah; aber ehe ich mich rühren konnte, hatte Herr Bernhard das Kind ergriffen und in seinem wüthenden Zorn zu Boden geschleudert." Hier hielt Werner inne und trocknete eine Thräne aus dem Auge, dann fuhr er wieder weiter. „Als ich meiner Sinne wieder mächtig war, fand ich mich zu Hause neben meiner weinenden Gattin. Man hatte mich und mein Kind ohnmächtig zu ihr gebracht. Was soll ich noch weiter erzählen? Mein Kind siechte noch einige Wochen dann

bettete es sich sachte ins Sterbekleidchen. Unser Schmerz war unermeßlich, da wir unsern einzigen Liebling zu Grabe getragen hatten.

„Herr Bernhard und ich sahen uns nicht mehr; ich hatte verziehen wie ich glaubte von ganzem Herzen; aber so oft er kam, ließ ich ihn abweisen. Er war in Verzweiflung über seine That, aber mein Kind konnte er mir nicht wieder geben. Meine Frau kränkelte seit dem Tode ihrer Tochter; auch dieses schrieb ich Herrn Bernhard zu und eine herbe Bitterkeit lagerte sich wieder auf mein Herz; die gänzliche Vergebung schien mir unmöglich. So verfloß die Zeit, es wurde Herrn Bernhard ein Mädchen geboren; der alte Schmerz erwachte wieder in meinem Herzen so oft der Wind das Weinen desselben zu meinen Ohren trug; es schien mir die Stimme meines ermordeten Kindes. Die Gesundheit meiner Frau besserte sich wieder, während die Gattin Bernhards drei Wochen nach der Geburt des Kindes ihren Leiden erlag. Der Tod seiner zärtlich geliebten Gattin brachte Herrn Bernhard ganz von Sinnen und auch in meinem Herzen lößte sich die starre Rinde des Zorns; ich bedauerte sein Unglück von ganzem Her-

zen. Meine Frau beweinte aufrichtig den Tod ihrer ehemaligen Freundin. Frauenherzen sind ja immer weicher und empfänglicher für allen Schmerz, sowohl eigenen als fremden, als wir Männer. Und so hatte auch meine sanfte, gute Gattin, ohne daß ich es wußte, längst die kranke Frau Bernhards besucht und ihr das Sterben durch ihre engelgleiche Milde und Güte, womit sie ihr für ihr Kind Sorge zu tragen versprach, erleichtert. Ehe sie mich noch mit ihrem Versprechen bekannt gemacht hatte, was ihr bei meiner noch ziemlich gereizten Stimmung gegen Bernhard auch keine leichte Aufgabe geworden wäre, ereignete sich abermals etwas, wodurch sich ihr Versprechen so zu sagen selbst erfüllte. Ich gedenke dieser Katastrophe mit Entsetzen. Es sind bald 20 Jahre, daß wir beide an einem stürmischen Januarabend, traurig wie gewöhnlich im Wohnzimmer beisammen saßen; es schien, seit Christinchen im Grabe lag, aller Frohsinn aus uns beiden gewichen. Da tönte plötzlich ein furchtbarer Schrei von der Straße herauf, und ein paar Stunden später erklangen die Sturmglocken mit entsetzlicher Gewalt. Mit einem Sprunge

standen wir auf der Straße, da, o mein Gott, der Anblick bleibt ewig vor meiner Seele; da stand Herrn Bernhards großes, prächtiges Haus in hellen Flammen; der Wind peitschte mit rasender Wuth die Flammen gegen die angrenzenden Häuser; wenn er sich nicht legt, ist die halbe Stadt verloren, kreischten hundert Stimmen zugleich, und eifriger mühte sich die Löschmannschaft; auch ich hatte mich unter die Arbeitenden gemischt, um wo möglich dem Brand zu steuern. Da tönte ein herzzerreißendes Rufen an mein Ohr: das Kind, das Kind, wo ist das Kind? Alles war für einen Augenblick vor Schrecken gelähmt. Das Kind ist noch droben, riefen hundert Stimmen zugleich, das Kind rettet! August, August, rief hier eine bekannte Stimme und meine Gattin stürzte todtenbleich in meine Arme, August rette das Kind oder ich stürze in die Flamme, ich sterbe, wenn du es nicht retest, schrie sie mit leidenschaftlicher Stimme; da ich mich nicht sogleich in das Haus stürzte, damit brach sie ohnmächtig zusammen. Ich fühlte jetzt, die Zeit der Rache sei gekommen, und ich habe mich gerächt, herrlich gerächt, Herr Pfarrer, für meines Kindes Tod. Ich

sprang in das Haus. Da ich von meinen frühern Besuchen das Kinderzimmer genau wußte, war ich mit einem Sprunge bei der Treppe. Heiliger Gott! es brannte lichterloh', wieder rannte ich hinaus, keine andere Rettung! da, plötzlich fiel es mir ein, das Kindszimmer hatte eine kleine Fallthür, um vom Wohnzimmer die Wärme hinauf zu leiten. Ich stellte Möbel auf Möbel, bis ich sie erreichte und öffnen konnte. Behende schwang ich mich hinauf. Gott sei dank, da war noch kein Feuer hineingedrungen. Hastig ergriff ich das Kind, umhüllte es mit Kissen und begann den Rückweg, welcher viel gefährlicher war. Der Rauch blendete meine Augen, zudem hatte ich das Kind, konnte also meine Hände nicht gebrauchen; aber des Kindes Engel behütete meine Schritte. In einigen Minuten hatte ich den Boden erreicht und drang nun durch Flammen und Rauch hindurch auf die Straße. Da legte ich meinem Weibe das arme Würmchen in die Arme. Hier hast du deine Christine wieder, sprach ich, indem mein Herz vor Freude zitterte; ich habe mich gerächt wie es einem Christen geziemt. Der Brand ward gedämpft; Bern-

hards Haus aber gänzlich zerstört. Herr Bernhard selbst war in Folge der heftigsten Erschütterungen beim Tode seiner Frau und nun beim Verlust seiner sämmtlichen Habe ganz von Sinnen gekommen. Er sah weder nach dem Kinde, noch nach seinen geretteten Dingen; starr und regungslos saß er bei der Brandstätte oder am Grabe seiner Frau und am dritten Tage, als man ihn suchte, war und blieb er spurlos verschwunden, Die Mehrzahl glaubte, daß er in irgend einer Weise sich das Leben in seiner Verzweiflung genommen; das ward noch bestättigt, als das Wasser einige Wochen darnach einen vermoderten Leichnam an's Ufer trieb, in welchem Jedermann Herrn Bernhard erkennen wollte.

„Dieser traurige Vorfall hatte jede frühere Bitterkeit aus meinem Herzen verdrängt. Es schmerzte mich meine vorige Unversöhnlichkeit und ich ging deßhalb mit Freuden auf den Vorschlag meiner Gattin ein, das Kind als das uns'rige zu betrachten, zu erziehen und zu lieben, wie wir unser eigenes geliebt. Christine wuchs heran; es entfaltete sich zwar langsam, aber desto dauernder in ihrem Herzen die edelsten Eigenschaften. Wir betrach-

teten sie ganz als unser Kind, sie wußte es auch nicht anders; denn wir waren, als sie einige Jahre alt war, in eine fernere Gegend gezogen, theils wegen der Gesundheit meiner Frau, theils auch um der Erziehung des Kindes willen. Wir lebten dort im Frieden bis wir einst erfuhren, daß ein Anverwandter von Herrn Bernhard gesonnen sei, seine Ansprüche auf Christinen, die inzwischen zur herrlichen Jungfrau aufgeblüht war, vor Gericht geltend zu machen, um sie mit seinem Sohne zu vermählen. So sehr wir Christine liebten, hätten wir uns ihrem Glücke doch nimmermehr in den Weg gestellt, wenn sie nicht selbst erklärt hätte, daß sie nie und nimmermehr ihre Hand einem Gatten reichen, sondern dem Heilande eine ewig treue Braut sein wolle.

„Ihre Bitten bewogen mich, unsern liebgewordenen Wohnsitz zu veräußern und so führte uns Gottes heilige Vaterhand in dieses stille Thal. Um noch ferner von allen Nachforschungen zu sein, legten wir unsere städtische Kleidung ab und trugen ländliches Gewand, und so sind wir, wie sie selbst, hochwürdigster Freund, wissen, bereits ein Jahr

hier, und sie wissen es besser als ich, welch' ein Segen mein Kind, meine Christine für die ganze Umgegend geworden ist.

„Nun wird es auch begreiflich sein, warum mich der unvermuthete Anblick des Kranken, in welchem ich Herrn Bernhard, Christinens oder vielmehr Rosas (denn so hieß sie nach ihrer Mutter) Vater erkannte, so aus aller Fassung gebracht. Denn der erste Gedanke war der Verlust unsrer so zärtlich geliebten Pflegetochter, und dieser Gedanke führte auch weiter zurück; ich sah neuerdings den Mörder meines Kindes; doch ich kämpfte das erwachende Gefühl mit Gottes Gnade nieder und beschloß zu erwarten, was Gottes Wille sei. Sollte der Kranke sterben, dann sollte Christine niemals erfahren, welche Bande sie mit ihm verbunden; sollte er jedoch nun wieder genesen, nun ja dann kommt der entsetzliche Schlag für mich und meine Gattin noch früh genug. Gott hat nun entschieden; der Kranke wird, wie Herr Braun sagt, wieder genesen und ich betrachtete es nun als meine heiligste Pflicht, Ihnen das Verhältniß des Kranken zu seiner Pflegerin zu offenbaren." Werner schwieg bewegt still und

heftete sein thränendes Auge auf den Pfarrherrn, welcher mit größter Spannung der Erzählung gefolgt und nun tief ergriffen die Hände faltete und mit einem Blick zum Himmel ausrief: „Gott, wie wunderbar sind deine Wege! Nun wird es mir auch klar, warum der Kranke Christine immer als seine Gattin betrachtete, denn ohne Zweifel sieht sie ihrer Mutter ähnlich?“ „Allerdings“, entgegnete Werner, „was ihre Gestalt betrifft; sie hat ihre Augen, ihre langen blonden Locken, aber diese reine, innige Kindlichkeit lag nicht in ihren Zügen; aber gerade dieß mag ihn zum Wiedererkennen geleitet haben. Denn nach dem Tode stellt sich jede Gestalt dem Auge des Geistes mit einem Anflug himmlischer Klarheit dar.“ „Nun ja“, versetzte der Pfarrer, „das ist die beste Einleitung zum Wiedersehen; euch darf der Kranke jetzt vor der Hand nicht sehen, da dieses sein Leben auf's Neue gefährden könnte; doch vertraut auf Gott, Er wird Alles recht machen; ich will selbst nach dem Kranken umsehen.“ Damit ergriff er seinen Stock und verließ mit Werner sein Zimmer.

Kapitel VII.

Das Wiedersehen.

Während Werner seine Lebensgeschichte erzählte, saß Christine allein wieder beim Kranken, ohne zu ahnen, wie nahe er ihr stehe, pflegte sie ihn mit der rührendsten, hingebensten Liebe. Ihr Antlitz leuchtete vor Freude, so oft sie den Blick auf den Kranken warf, welcher ruhig und sanft schlummerte. Etwa 4 — 8 Stunden war er im Starrkrampf gelegen. Christine war nicht zu bewegen, die scheinbare Leiche zu verlassen. Betend und weinend durchwachte sie die Nacht und mit dem ersten Morgengrauen wichen auch leise die Fesseln des Krampfes; die Lethargie hatte ihr Ende erreicht, und Christinens Herz strömte über vor Dank gegen Gott und vor Jubel über seine Rettung. Der Kranke war nun aus der Todesgefahr gerettet; aber er war noch ganz hilflos und so schwach wie ein Kind; er bedurfte daher einer solchen Pflege, wie sie ihm von Christinens Hand zu Theil wurde, aufs allernothwendigste. Dieses waren auch die Gedanken, welche das Herz des Mädchens beschäftigten, der Eintritt des

Pfarrers störte sie hierin. Mit leisen Schritten nahte er sich dem Kranken, „er wird genesen," flüsterte er leise zu Christine, „an Leib und Seele so Gott will." „Der Herr gebe es," seufzte das fromme Mädchen, „ein tiefer Gram muß ihm am Herzen nagen, er hat vielleicht Vieles verloren; seine Träume und Phantasien sprechen nur immer von der todten Gattin und der kleinen Rosa; es ist zum Erbarmen, wenn er zu Sinnen kommt und seinen Jammer so recht in seiner ganzen Größe empfindet." Ein leises Lächeln schwebte auf den Lippen des ehrwürdigen Priesters; „was würdest du sagen, Christine," begann er, „wenn ich dir auch das Amt auflege, seine Seele zu retten aus den Ketten des Grames, wie du seinen Leib durch deine treue Pflege aus den Ketten des Todes gerettet hast; ja, wenn es nun in deiner Macht läge, ihm Alles, was er verloren hat, wieder zu ersetzen?" Ueberrascht sah Christine zu ihm auf, dann schüttelte sie leise das Haupt, als zweifle sie an der Ausführbarkeit seiner Worte. „Nun so höre mein Kind, wie wunderbar des Herrn Wege sind, doch stähle dein Herz, wenn es hören soll, wovon es nie eine Ahnung hatte." Und nun

erzählte der ehrwürdige Herr mit tiefer Bewegung, was ihm soeben Werner anvertraute. Wer könnte das Staunen, den Schmerz und die Freude, welche wechselweise Christinens Herz durchglühten, nur aussprechen! Nun ward es klar, welch' ein unnennbares Gefühl sie sogleich zum Kranken hingezogen hatte! Ihrer Bewegung nicht mehr mächtig, kniete sie am Krankenbette nieder und benetzte ihres Vaters Hand mit heißen Thränen und Küssen; doch plötzlich fühlte sie sich von seinen Armen umschlungen; „mein Kind, mein wiedergefundenes Kind!" ertönte aus seinen Lippen; und Vater und Tochter hielten sich in stummer, seliger Umarmung umfangen. So leise auch der Pfarrer zu Christinen gesprochen, hatte Bernhard's scharfes Ohr dennoch Alles vernommen, und als er ihre Thränen auf seiner Hand fühlte, ergoß sich plötzlich neue Lebenskraft in seine Adern, er war an Leib und Seele zum neuen Leben erwacht. Als sich die ersten Wogen der Freude gelegt hatten, bat Bernhard, man möchte Werner zu ihm bitten. Dieser säumte auch nicht, und umarmte den einstigen Freund auf's innigste.

Stillschweigend saßen sie eine Weile bei-

sammen, als Bernhard, auf welchen die Freude einen wohlthätigen Eindruck gemacht hatte, Werner nochmal bat, seine Geschichte ausführlich zu erzählen. Nach ein paar Tagen war er auch im Stande, ein Gleiches zu thun. „Ich war," erzählte er, „in jener Nacht, wo man mich vergebens suchte, entflohen von dem Orte, wo mir Alles meine unglücklichsten Stunden in's Gedächtniß zurück rief. Es wandelte mich öfters der Gedanke eines Selbstmords auf die lockendste Weise an, aber der Geist meiner Gattin schwebte stets warnend und betend vor meinen Augen; so fristete ich mein Leben; ich wandte mich wieder zu Gott, ich lernte wieder beten und allmählig lichtete sich auch der Schleier, welcher meinen Sinn umflorte; ich richtete mich wieder auf an dem Stabe des Glaubens; doch hätte ich nicht vermocht in diesem Zustande zurück zu kehren. Aus sicherer Quelle erfuhr ich, daß du meine Rosa an Kindesstatt angenommen und bei dem edelmüthigen Charakter, den ich in dir kennen gelernt, hegte ich für das Wohlmeinen des Kindes die schönsten Hoffnungen. Doch schwur ich es mir, Dir nicht mehr zu nahen, bis ich ein anderer Mensch geworden,

und meinen Zorn gänzlich vertilgt habe. Ich reiste nach Frankreich, von Frankreich nach Spanien, wo ich als Kommis in ein bedeutendes Handlungshaus trat. Nach mehreren Jahren erfaßte mich die Sehnsucht nach meinem Vaterlande, nach meinem Kinde mit stürmischer Gewalt, doch war mir eine Rückkehr nicht möglich. Also sandte ich mit schwerem Herzen einen Brief an dich, Werner, ab; ich harrte Monate, ich harrte Jahre lang, keine Antwort ward mir zu Theil. Nach einigen Jahren wiederholte ich dasselbe, aber mit dem nämlichen Erfolge. Da schien es mir Gewißheit, daß mein Kind nicht mehr lebe, also begrub ich mich auf's Neue in meinen Gram und Kummer, welchen nur der Glaube an Gott und ein jenseitiges Wiedersehen einigermaßen erträglich machte. Nach langer Zeit bot sich plötzlich eine Gelegenheit dar, in mein Vaterland zurückzukehren. Welche Gefühle mich ergriffen, als ich mein Heimathsland sah, lasse ich andern zu schildern. Eine Stimme in meinem Herzen sagte: dein Kind lebt, du wirst es wieder sehen. Ich stellte sogleich meine Nachforschungen an, aber in meiner Vaterstadt war der Name

Werner längst vergessen. So reiste ich fast ein Jahr umher, der Gram, die Sehnsucht und die immerwährenden Enttäuschungen hatten meine Haare gebleicht, meine Gesundheit auf's Neue untergraben. Krank an Leib und Seele, fast von allen Mitteln entblößt, kam ich hier an. Der Tod wäre mir eine Wohlthat gewesen, darum verweigerte ich jede Hilfe, die man mir bot; mit dem Leben hatte ich längst gebrochen und glaubte auch meine letzte Stunde sei gekommen. Aber sieh', da sandte mir Gott diesen Engel, mein einziges Kind, welches mich dem Tode entriß, mich wieder neuerdings dem Leben zurückgab. Sein Name sei ewig gepriesen."

Kapitel VIII.

Wohl dem, der Freude an seinem Kinde erlebt.

Bernhard erholte sich wunderbar schnell unter der sorglichen Pflege seiner Tochter und für Werner und seine Agnes nahte der bittere Tag des Scheidens von ihrem Lieblinge unverhofft schnelle.

Doch soweit wollte sich Bernhard vom Edelmuthe seines Freundes nicht beschämen lassen, und als Werner eines Tages mit Thränen seiner Abreise gedachte, ergriff Bernhard tief bewegt seine Hand und drückte sie an sein Herz. „Werner," sprach er, „es lastet noch immer eine alte Schuld auf meinem Herzen. Du weist es, ich nahm dir dein Kind," und ein Thränenstrom quoll aus seinen Augen; „ich zahle dir diese Schuld, soweit ich kann; behalte auch ferner mein Kind, mich aber nimm, als deinen Bruder; ich will dir ein treuer Bruder sein. Wir beide sind alt und taugen nicht mehr in die Welt, in diesem Thale wollen wir die letzten Tage unseres Lebens zubringen, und ganz der Liebe unseres Kindes leben." Tief erschüttert sanken sich die Freunde in die Arme und ihre Herzen sprachen lauter das Einverständniß, als es die gewählteste Sprache vermocht hätte. Also zogen sie zusammen in das niedliche Häuschen, eine einige glückliche Familie. Was aus Bernhards Eigenthum gerettet war, hatte Werner als Vormünder seiner Christine gewissenhaft verwahrt und da auch Werner an irdischen Gütern keinen Mangel hatte, so sahen

sie alle einer hellern, sorgenfreien Zukunft entgegen. Auch konnte Christine ihrem Hang Gutes zu thun, ungestört nachgehen. Herr Braun, der gute alte Arzt nennt sie nur seine Collegin; denn fügt er scherzend hinzu: „wenn es keinen solchen barmherzigen Engel gäbe, läge sammt meiner Kur schon Mancher draußen unter der Erde und schliefe den ewigen Schlaf, während er jetzt noch wohlgemuth umherspaziert.“ Der ehrwürdige, greise Pfarrherr nickte beifällig und sagte dann wohl auch lächelnd zu den beiden Vätern: „Ja, ihr wißt nicht, welchen Schatz ihr in eurer Christine habt. Dreimal glücklich die Eltern, die Freude an ihren Kindern erleben.“

Kapitel IX.

Die Heldin tritt nochmals auf den Kampfplatz.

Fünfzehn Jahre sind vorüber. Noch einmal kehren wir in das stille Thal zurück; doch leider hat sich schon manches geändert, an das sich die friedlichen Dorfbewohner nicht recht gewöhnen können.

Vergebens suchst du am Altare die greise, ehrfurchtgebietende Gestalt des guten Pfarrherrn; er hat sich längst schon ein stilles Plätzchen gesucht, und schlummert den Schlaf des Gerechten. Auf seinem Grabe blühen weiße und rothe Rosen, und senden ihre Düfte dem frommen Beter entgegen. Mit kindlicher Sorgfalt schmücken die Bewohner Mollnaus die Grabstätte ihres geistlichen Vaters, dessen Verlust der stete Gegenstand ihrer Klage ist. Doch was machen die Bewohner des freundlichen Häuschen? Sie sind auch zur Ruhe gegangen nach manchen müden Lebenstagen. Bernhard und Werner liegen traulich beisammen in der stillen Gruft, daraus keine Wiederkehr bis zu jenem Tage ist, wo Jedem vergolten wird, was er gethan. Ein halbes Jährchen wallte Frau Werner, auf Christinen gestützt, täglich zu ihrem Gatten, dann bettete sie sich auch sachte an seiner Seite zur Ruhe. Ihr Ende, wie das ihres Gatten und seines Freundes, glich dem Untergang der Sonne; wir sehen sie getrost mit dem Bewußtsein scheiden, daß sie bald wieder herrlicher und schöner erwachen. Ihr letztes Wort war: „Christine, der Segen deines Vaters sei auch

mein Segen; er wird dich beglücken hier und Jenseits." Wieder einige Jahre später. Da wandelt im Krankensaale einer volkreichen Stadt unermüdet eine barmherzige Schwester von einem Schmerzens-Lager zum andern; für jeden hat sie ein tröstendes, ermunterndes Wort, für Jeden hat sie einen Liebesdienst in Bereitschaft; ihrem sanften, gottergebenen und doch so seelenvollen Blicke weicht die grenzenloseste Verstocktheit manch' grauer Sünder. Eine wunderbare Heilkraft scheint ihren Händen zu entströmen; die Seuche flieht bei ihrem Nahen, und jeder Kranke schätzt sich glücklich, seine Arznei aus den Händen der Schwester Maria Aloisia zu empfangen. Wer Christine als Tochter gekannt, der wird es nicht nöthig finden, daß ich weiter Schwester Aloisens edle Verdienste und heroische Tugenden rühme. Nur so viel will ich noch beifügen, daß sie nach dem Tode ihrer Pflege-Eltern und ihres Vaters ihr Erbe unter die Armen vertheilte, und ohne Verzug nach dem Ziel ihrer längst genährten Wünsche eilte. Her Braun, der gute Arzt, hatte Recht, als er sagte: Christine sei eine geborne barmherzige Schwester, denn schwerlich hat wohl

jemals eine Jungfrau mit solch' heldenmüthiger Entsagung, mit so heiligem Eifer und hochbegeistertem Herzen, sich dem schweren, mühsamen Berufe unterzogen, wie es Christine, dieses schwache, zarte Mädchen gethan. Dafür lebt aber auch ihr Name in manchen Herzen, das sie der Sünde entrissen und Gottes Gnade für dasselbe erfleht hat. Jeder Kranke, den ihre segenvolle Hand gepflegt, schließt den innigen Wunsch in sein Gebet, daß Schwester Aloisia noch lange, lange Jahre ein Trostesengel der leidenden Menschheit bleiben möge.

Das
Königthum eines Tages,
oder:
das Fest der unschuldigen Kinder.
Aus dem Französischen.

Kapitel 1.
Die Krönung in der Familie.

Drei Tage nach Weihnachten wurde in einer Stadt Flanderns das Fest der unschuldigen Kinder eingeläutet, und die Glocken der Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau vom Kalvarienberge weckten eine große Anzahl Kinder aus ihrem süßen Morgenschlummer.

Ihr müßt wissen, daß in einigen Städten des guten Flanderns, wo die Kinder so glücklich sind, der Gebrauch bestund — viel-

leicht noch besteht — ihnen einen ganzen Tag lang in jedem Jahre die Regierung des väterlichen Hauses zu überlassen. An diesem Tage herrscht der Jüngstgeborne unumschränkt; die Stunde der Mahlzeiten, die Einladungen, die Vergnügungen, — alles geht von ihm aus; man gehorcht ihm wie einem durch die Liebe seines Volkes neuerwählten Könige. Der kleine flammländische Monarch, durch diese Umwandlung beglückt, — befiehlt mit sanften Worten, reicht seinen Unterthanen liebreich die Hand, gibt ihnen Kuchen oder was die Familie sonst vermag; er dankt freundlich, wenn man ihn pünktlich bedient; ja er dankt auch wenn man ihm die Unmöglichkeit vorstellt, irgend einer seiner Launen nachzukommen, — und Launen hat er selten. So verläuft diese zwölfstündige Regierung, die eingesetzt wurde zum Andenken an den Schreckenstag, wo die unschuldigen Kinder auf Befehl des bösen Königs Herodes niedergemetzelt wurden. Ein Geschichtschreiber berichtet: viele Mütter hätten, tief ergriffen von dieser schaudererregenden Begebenheit, sich das Wort gegeben, gerade diesen Tag für ihre Kinder zu einem besonders glücklichen zu

machen, — und es muß zugegeben werden, daß — wenn die Macht Glück zu gewähren vermag — diesen kindlichen Königen, während ihrer kurzen Herrschaft, nichts zu wünschen übrig bleibt.

Drei Tage also nach Weihnachten, läuteten die Glocken das von manchem Bürgerkinde heiß ersehnte Fest ein; ohne sie noch zu sehen, ahnte man das Nahen der Morgenröthe. An den vier Ecken der Stadtmauer wurden die Thore mit großem Geräusche geöffnet. Diese mit Zugbrücken versehene Thore wurden — so sagte man — jeden Abend geschlossen, um das Eindringen der Wölfe zu verhindern. Das konnte man aber nur mehr den Kleinsten weiß machen, damit sie beruhigt einschliefen, anstatt aus Furcht vor dem Wolfe zu schreien.

Bald hörte man die Milchweiber auf ihren Eseln dahertraben, die mit Getreide beladenen Wagen rasseln, die Lämmer blöcken, die Hennen in den durchbrochenen Körben der Bäuerinnen gacken, und die Kinder öffneten ihre Aeuglein früher als gewöhnlich, begierig auf die Dinge die ihrer warteten.

Da fühlte sich Agnes Aldenhoff sanft

aus ihrem von Rohr geflochtenen Bettstättchen gehoben; es war die wachsame Großmutter, welche Agnes weckte, deren Herrschaft sie so eben der bereits versammelten Familie verkündigt hatte.

Das Kind noch in den Banden des Schlummers gefangen, fühlte sich sanft ergriffen. Nur halb sah es den lächelnden Vater, die junge Mutter, so weiß und schön in ihrem Nachtgewande, die Schwestern, welche geschäftig die Kästen öffneten, während ihr Bruder, vor dem glühenden und zischenden Ofen kauernd, mit großen Augen um sich sah, damit ihm ja nichts von dem schönen Schauspiel und von Agnesens Ueberraschung entgehe. Vor drei Jahren waren ihm dieselben Ehren zu Theil geworden, und diese wiederkehrende Feier gehörte für ihn bereits der Vergangenheit an. Alle die geliebten Gestalten, sich in der Dämmerung bewegend, um Agnesens Erhebung zu feiern, vereinigten sich zu einem lebendigen Bilde, welches sie entzückte. —

Nachdem Agnes von allen herzlich umarmt und als des Hauses Gebieterin anerkannt worden, wusch man sie mit lauwarmem

Wasser, welches die ganze Nacht über auf dem Herde für sie in Bereitschaft gehalten wurde. Auch Wohlgerüche wurden dem Wasser beigemischt, die Mutter nahm dazu einen Rest von Bergamotteessenz hervor, welche noch unter ihrem Brautschmuck und den Süßigkeiten verborgen lag, die ihr bei den Taufen ihrer vier Kinder geschenkt worden waren. Diese häuslichen Schätze waren in einem Kästchen von kostbarem Holze aufbewahrt; aus diesem mit messingenen, wie Gold glänzenden Nägeln beschlagenen Kästchen wurden auch bei großen Feierlichkeiten die duftenden Weihrauchkörner für die Kirche hervorgeholt.

Als Agnesens schöne Haare gekämmt, geglättet, auf der Stirne gescheitelt und dann ihrer natürlichen Wellenbewegung wieder überlassen waren, ließ sie sich, zitternd vor Freude, mit den Gewändern ihrer Großmutter bekleiden, die, bei jeder Stecknadel, die sie fest steckte, ihre Enkelin mit freudigen Blicken betrachtete und herzte.

Um diese Gebräuche zu verstehen, muß man sich nämlich erinnern, daß sobald die Herrschaft der Unschuld von dem Aeltesten des Hauses verkündet war; — Vater, Mut-

ter, Brüder, Schwestern und Diener an den Fuß des Bettes kamen, das Kind zu begrüßen, wie heute Agnes begrüßt wurde; dann forderte der alte Brauch, daß es mit möglichster Pracht in die Gewänder des Familienhauptes gehüllt werde, um es vor Freunden, Verwandten und Fremden würdig zu vertreten.

Agnes hielt sich wacker unter dem weiten, faltigen Rock von glänzendem feinen Wollenstoff, welchen die Großmutter Tag's zuvor mittelst großer Säume verkürzt hatte. Der Leib mit seinen langen, alterthümlichen Schößen bedeckte beinahe ihre ganze Gestalt; sie konnte sich kaum bewegen; und doch wie froh war sie! und wie hübsch mit der großen Haube von blendend weißem Battist, mit der steifgekrausten Verbrämung, die ihr nettes Gesichtchen wie mit einer Rahme umschloß. — Ihre Freude wurde noch vermehrt durch das schöne Tuch von granatfarbener Seide, welches, nach der Sitte frommer Frauen, nur an den höchsten Festtagen das Haupt der Großmutter zierte.

Die Liebe, mit welcher die ernste Großmutter alle Vorbereitungen zur Herrschaft

ihrer Enkelin traf, machte auf das Herz des Kindes einen so tiefen Eindruck, daß Agnes, noch als Frau, ihr aus voller Seele dafür dankte.

„Wie schade" — sagte nun die jüngere Mutter, Katharine, leise zur älteren, — „wie schade, daß wir an diesem feierlichen Tage unsere schönen Spitzen nicht mehr haben!"

„Es ist der Wille Gottes so, Katharine! — Bedürfen doch die Engel auch keiner Spitzen um ihm zu gefallen." —

Mit diesen Worten nahm die Großmutter die kleine Agnes auf ihren Schooß, hängte ihr den Schlüsselbund an, den sie von ihrem eigenen Gürtel lös'te, — dann noch eine Scheere, welche in ein Futteral eingeschlossen wurde, damit sie der Trägerin nicht gefährlich werde; dazu kam noch ein herzförmiges Nadelkissen mit rother Seide überzogen, eine Arbeit der Ursulinerinnen, — als nun der Anzug vollendet war, wandte sich die Großmutter an Agnesens Vater und sagte: „Nun, sprich, Felix!" — und der Vater sprach:

„Mein Kind! während zwölf Glockenstunden sollst du jetzt die Stelle derjenigen einnehmen, die wir am höchsten ehren, meine Mutter, die deine Großmutter ist; man wird

dir den Gehorsam leisten, den wir ihr schulden, die unter uns die Muttergottes vorstellt. Gedenke dein lebenlang der Ehren, die dir an diesem Tage erwiesen werden, wo du ihre Stelle vertrittst. Alle hier Versammelten sollen durch ihr Beispiel dich lehren, welche Ehrfurcht eine gute Mutter von ihren Kindern zu fordern das Recht hat."

„Ich segne dich, mein Sohn!" sagte die Großmutter, ihrem Sohne die Hand drückend. In aller Augen leuchtete die Rührung, welche die Herzen bewegte.

Man versammelte sich nun um den Tisch zu einem Frühstück, reichlicher als gewöhnlich, welches Agnes anzuordnen vergessen hatte. Die Milch wurde in der glänzenden messingenen Pfanne aufgetragen; gekochter Cacao, der bescheidene Kaffee weniger bemittelter Familien, wurde neben die gelb gebratenen Kartoffeln gestellt. Das einfache Mahl verbreitete einen leckeren, nahrhaften Duft. Es war nicht kostbar, aber gesund, wie alles, was reinlich und mit Sorgfalt zubereitet ist.

„Greift zu, meine Kinder! mehr haben wir nicht!" sagte die Großmutter mit einem bedeutsamen Seitenblick auf Altenhoff. Er

verstand sie gleich und eilte in die Stadt, um einzusammeln, was man ihm für gelieferte Arbeit seit Monaten schuldig war: dieser ehrliche Bürger war Maler und Vergolder. Dann zerstreute sich die Familie; jeder ging seinem Geschäfte nach, wie es an Werktagen üblich ist. Die älteren Schwestern gingen in die Schule; nur der kleinere Bruder, welcher Agnesen im Alter am nächsten stund, wurde für heute davon freigesprochen. Agnesen traten Thränen in die Augen, als sie ihre Schwestern mit ihren Schreibheften und ihren Körbchen weggehen sah. Sie meinte, es sei kein Feiertag, wenn alle, wie an den gewöhnlichen Wochentagen der Arbeit nachgingen. Die Schwestern, die es besser wußten, küßten sie und vertrösteten sie auf den Abend, an welchem das Fest eigentlich gefeiert werden sollte. Agnes lud sie dazu ein, befahl ihnen recht früh zu kommen, und hielt sie noch immer bei der Hand, denn sie konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß sie ohne sie sich freuen sollte. — Der kleine Justus, ihr Bruder, blieb bei ihr und belehrte sie über die Rechte, die ihr heute zukamen und die sie selbst noch nicht kannte, in folgenden Worten:

Kapitel II.

Die Kronrechte.

„Du mußt immer sagen: „ich befehle!“ Du sollst eine reichliche Mahlzeit anordnen im rothen Zimmer, wo es so heimlich und heiter ist, mit einem großen Feuer; dann bestellst du Musikanten, daß sie deiner Gesellschaft zum Tanz aufspielen; du ladest natürlich diejenigen ein, die dir am besten gefallen, (er benannte ihr dabei alle einzuladende Gäste.) Dann verlangst du rothen und weißen Wein, den wir jetzt bei Tisch nie mehr zu sehen bekommen; du weißt, wie gern ich den rothen und weißen Wein trinke! — Vergiß auch nicht einen Wagen zu bestellen, um in's Theater zu fahren, wo Zemir und Azor aufgeführt wird, die ich auch an meinem Regierungstage gesehen habe; ich gehe dann mit dir. Bestelle auch ein Spanferkel zum Nachtessen, wenn wir nach Hause kommen; ich esse sehr gerne Spanferkel und du wirst sehen, daß es dir vorzüglich gut schmecken wird. Du mußt immer sagen „ich befehle! ich will!“ denn du bist heute meine Großmutter.“

Agnes bemerkte ihrem Bruder, daß die Großmutter sich nie solcher Ausdrücke bediene.

„Das thut nichts zur Sache," meinte Justus; „sie hat das Recht dazu und du mußt es benützen. Bedenke doch, daß du nur einen Tag zu befehlen hast." Nach empfangenem Unterricht, eilte Agnes so schnell es ihr der lange, weite Rock gestattete, das von ihrem Bruder angeordnete Festmahl zu bestellen. Wenn ihr Gedächtniß sie verließ, lispelte er ihr zu, was sie sagen sollte und erhob sie so wieder auf ihren Thron.

„Großmutter," sagte sie, die Ahnfrau umarmend, „ich befehle ein großes Feuer im rothen Zimmer; vier Freunde will ich zu Tische einladen. Es sollen die silbernen Bestecke auf die Tafel kommen, die ich nie mehr im Schranke sehe. . . ." „Rothen Wein! weißen Wein! ich befehle es . . . ." flüsterte der Bruder. . . . „Rothen Wein, weißen Wein, liebe Großmutter! ich befehle es, wenn es Dir recht ist! und das Mahl muß kostbar sein, und Musikanten müssen wir haben, um der Gesellschaft zum Tanz aufzuspielen."

„Und einen Wagen, um in's Theater zu fahren . . ." flüsterte Justus. . . . .

„Und einen Wagen um . . . . Ich will den Onkel Johann sehen," fuhr Agnes mit

weinerlicher Stimme fort; „Onkel Johannes muß sich mit dem Vater versöhnen. O liebe Großmutter! er soll kommen und sich mit uns freuen; ich befehle es, wenn es dir recht ist!“

Die Großmutter horchte mit einem eigenthümlichen Lächeln auf Agnesens Worte; sie regte sich nicht, ihre Befehle auszuführen, sondern fuhr fort, fleißig zu spinnen; ihr Angesicht, welches in der Früh heiter geschienen durch die kurze Freude, die so viele glückliche Erinnerungen in ihr hervorgerufen hatte, — war jetzt ernster noch geworden als gewöhnlich. Agnes schaute auf ihren Bruder, um in seinen Blicken Muth zu schöpfen zu weiteren Forderungen, räusperte sich, damit ihre Stimme stärker klinge, und erklärte, sie wolle in Schmalz gebackene Kücheln für Alle. „Wie liebst du sie, Justus? mit Aepfeln oder mit Rahm?“

„Ich liebe sie recht heiß, und in der Schüssel,“ sagte Justus.

Diese Antwort brachte die gute Großmutter in Verlegenheit, die dem Wunsche der Kinder nicht zu willfahren vermochte; sie versprach ihn einmal später zu erfüllen.

„In der bloßen Erwartung lieb' ich die Kücheln weniger," bemerkte Justus kurz. Dann zupfte er seine Schwester am Rock und wiederholte ihr noch einmal alles, was er ihr eingelernt hatte. Dießmal stellte Agnes ihre Forderungen viel schüchterner, als das erstemal, und bei den Worten: „Ich will rothen Wein und die silbernen Bestecke, die ich weder auf dem Tische noch im Schranke mehr sehe . . ." unterbrach sie die Großmutter. „Ich höre! ich höre!" sagte sie mit leiser Stimme und einem sanften vorwurfsvollen Blicke auf Justus. „Du gibst ja dem Kinde ganz ehrgeizige Gedanken. Ich glaubte die gute, kleine Königin würde Flachs von mir verlangen, um spinnen zu lernen, und auf das war ich ganz vorbereitet." Wieder trat ein peinliches Schweigen ein und lauter schnurrte das Rädchen trotz des Festtages. Jetzt kam Katharine in's Zimmer und sprach lang und leise mit der Großmutter; man sah ihr die Unruhe an. Das Schnurren des Rädchens, welches keinen Augenblick stille stand, hinderte die Kinder, auch nur ein Wort des Gespräches verstehen zu können; sie bildeten sich ein, ihre Befehle würden jetzt zur Aus-

führung kommen, und groß war ihre Freude. Aus Ehrfurcht vor den beiden Müttern zogen sie sich in ein Winkelchen zurück und warteten der Dinge, die da kommen sollten, als ihr Vater Felix in die lange Gasse einbog, die zum Hause führte. Seine Frau eilte ihm entgegen, während die Kinder sich noch immer den angenehmsten Hoffnungen überließen. Es schlug eben zwölf Uhr und so war die Stunde gekommen, wo in Flandern gewöhnlich gegessen wird, und Agnes fing an zu fühlen, daß ihre schönen Träume aller Wirklichkeit entbehrten. Die Großmutter schien es zu errathen und erhob sich verlegen, als habe sie etwas vergessen. Während ihre Blicke zärtlich auf ihrer kleinen Genossin ruhten, trat Justus zu ihr und flüsterte ihr etwas in's Ohr, worauf die Großmutter erwiederte: „Es ist wahr! Du hast das scharfe Gedächtniß deines Alters.“ Dann nahm sie aus dem Wandschrank von Ebenholz, dessen innere Seite azurblau angestrichen war, eine schöne Birne, die lange schon in diesem Schranke aufbewahrt wurde, damit sie an dem heutigen Festtage ganz reif und mürbe sei. „Gibst du mir sie ganz, Großmutter?“ fragte

das Mädchen. Die Mutter bejahte es. „Nun, wenn du mich lieb hast," sprach Agnes, sich an ihren Bruder wendend, „so schneide die Birne entzwei und iß die Hälfte davon; ich befehle es!"

Sich tief vor ihr verneigend, antwortete Justus: „ich habe dich sehr lieb!" und aß die halbe Birne:

„Guter Justus!"

„Behältst du die Birne nicht für dich, kleine Königin?" fragte die Großmutter.

„Nein, Großmutter; die halbe schmeckt besser." „Wie so?"

„Weil mein Bruder die andere Hälfte ißt und dann sind wir beide zufrieden."

„Du rechnest schon sehr richtig, Agnes, und du würdest keine üble Königin abgeben."

Kapitel III.

Der Weihnachts-Bins.

Während dieser Gespräche kam der Vater nach Hause und setzte sich erschöpft aussehend, wie Einer der lange herumgelaufen ist. Dennoch schien er mehr niedergeschlagen, als körperlich ermüdet; seine Frau war neben ihm

stehen geblieben, faßte seine Hand und sagte: „Du hast an allen Thüren angeklopft Felix; nun geschehe der Wille des Herrn!“ Die Großmutter, welche bemerkte, wie sehr der Mutter veränderte Stimme die Kinder beunruhigte, fiel ihr in die Rede und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben:

„Weißt du, meine Tochter!“ sprach sie, „was Agnese für das Fest angeordnet hat?“

„Ach! nein Mutter;“ antwortete Frau Katharine, sich bemühend, ihren Schmerz niederzukämpfen. Agnesens Wünsche wurden nun vorgetragen und Justus erwartete vertrauensvoll ihre Erfüllung. Frau Aldenhoff wendete ihre traurigen Blicke auf ihren Mann, und neigte sich, ihre Verwirrung zu verbergen, über Agnes, die sie mehrmals küßte. „Armes, unschuldiges Kind!“ sagte sie leise; „du mußt hoffen und erwarten lernen: wir werden thun was wir können. Schlage diese beiden frischen Eier auf, liebste Mutter; sie sind aus dem Dorfe Stn; backe sie in Schmalz, wie du sie gerne issest; ein ganzes Ei soll Agnese haben; es ist alles, was wir jetzt besitzen, meine kleine Königin!“ — Bei diesen Worten konnte sie ein leises Schluchzen

nicht unterdrücken; ein Schrei entfuhr der erschreckten Agnes und Justus wußte nicht, was er von der Gegenwart denken sollte, die ihm so verschieden von der heitern Vergangenheit erschien.

„Das hättest du nicht sagen sollen," bemerkte die Ahnfrau, die ihre Gefühle besser zu beherrschen verstand; „weil du aber deinen Schmerz nicht verbergen kannst, meine Tochter, so suche ihm doch wenigstens abzuhelfen. Agnes hat heute — so lange der Tag währt — das Recht, einen Aufschub der Zinszahlungen zu verlangen, die man von Euch fordert. Bis zum späten Abend dürfen die unschuldigen Kleinen an den Thüren der Reichen anklopfen, und ihnen mit der königlichen Stimme des Jesuskindleins zurufen: „Wir kommen im Namen des Heilands, seid menschlich, er befiehlt es Euch; — ein unschuldiges Kind räth es Euch!" Wir wollen doch sehen, ob Herr Dühem es über's Herz bringen wird, Agnes abzuweisen."

„Mutter!" rief Aldenhoff mit Entsetzen, „das hieße ja betteln! und betteln bei einem Stein! — Lieber laß ich mich einsperren." Bei diesem fürchterlichen Worte weinte die kleine

Königin laut. Frau Aldenhoff betrachtete mit thränenden Augen eine Anweisung, die sie mit Mühe entziffert hatte. Justus warf sich an den Hals seines Vaters, klammerte sich fest an ihn, als wolle er ihn hindern, in's Gefängniß zu gehen und schrie mit lauter Stimme: „nein! nein! nein!“ —

„Sei ruhig, mein guter Junge!“ tröstete der Vater; „wir wollen sehen, was sich thun läßt . . . seid still! Ihr seid gute Kinder und der liebe Gott wird Euch segnen.“

Agnese unterbrach zuerst das Schweigen, welches auf die Worte des Vaters gefolgt war, indem sie ihm ein kleines, sorgfältig zusammengelegtes Papier überreichte, das sie aus ihrem Schranke genommen hatte. Sie meinte einen kostbaren Schatz zu besitzen, und gab ihn mit willigem Herzen hin, um den Ihrigen aufzuhelfen.

„Was bringst du mir da, Agnese?“ sagte der Vater. „Meinen Wechsel“ erwiederte sie in vertrauensvollem Tone.

Herr Aldenhoff durchlas den Wechsel ohne ihn anfangs ganz zu verstehen, er lautete also:

„Auf diesen Wechsel auf Sicht werde ich

der Jungfer Agneſe Aldenhoff die Summe von ſechs Brabanter Groſchen auszahlen für ſchön genähte Säume und gutgeſtrickte wollene Strumpfbänder."

Am . . . . 1790.

Johann Aldenhoff.

Wirklich pflegte Onkel Johann vor ſeinem Zerwürfniſſe mit ſeinem Bruder, ſeinen Neffen und Nichten jeden Samſtag kleine Zahlungen zu leiſten, wenn ſie unter der Woche fleißig geweſen waren. Dieſe Wechſel hatten freilich keinen Werth im Handel, aber ſie gewöhnten die Kinder an Fleiß und Ordnung ohne ihren Eigennutz zu erregen; — es wurde ihnen vielmehr dadurch frühe eingeprägt, daß die Wohlhabenheit der Minderbegüterten nur auf einem guten Betragen und Arbeitſamkeit beruht.

Es entging der Großmutter nicht, daß die Blicke ihres Sohnes wie feſtgebannt auf der Unterſchrift ſeines Bruders hafteten. Sie ſtellte das Papier ihrer Tochter zurück mit der Bemerkung, daß viertauſendmal mehr Geld nöthig wäre, um die Familie aus der Noth zu erretten. Dann bemühte ſie ſich recht ruhig und gelaſſen mit Aldenhoff zu

sprechen, aber das Zittern ihrer beklommenen Stimme verrieth den innern Kampf, durch welchen sie ihre heilige Ergebung zu bewahren suchte. Sie ließ ihre treuen Blicke auf ihrem Sohne ruhen und sagte: „Wir sprechen soeben von Almosen und du erbleichtest, als hätt' ich dir eine ehrlose Handlung gerathen, — ich — deine Mutter! Ich müßte über deinen Stolz lächeln, Felix, wenn du nicht so betrübt wärest und so muthig, dein Schicksal zu tragen."

Aldenhoff wollte sie ehrfurchtsvoll unterbrechen; sie aber fuhr fort: „Fürchte nicht; ich will dir nichts befehlen; meine Zeit ist vorüber. Du bist jetzt das Haupt der Familie und bist mir wie ein Vater geworden: bist du es doch deinen Brüdern und Schwestern gewesen. Außerdem warst du mir als Kind so folgsam, daß ich dir gerne gehorche, jetzt, wo ich recht alt geworden bin. Du hast mich nicht verlassen mein Sohn! und deßhalb werde ich dich segnen für und für. Die Schläge, die dich treffen, durchbohren mir das Herz; — ich bin einmal so; — aber, was das Almosen betrifft — sind nicht die guten Armen Lieblinge Gottes, Felix? Meinst du nicht,

daß ich die, welche jeden Samstag zu uns kommen, mit größerer Ehrfurcht grüße, als die aufgeblasenen Rentiers, die mit feinen scharlach gefütterten Mänteln auf den Straßen einherstolzieren."

„Und wenn du annimmst, es sei beschämend Almosen zu empfangen, und ehrenvoll es zu schenken, wohlan! so freue dich; denn seit einem vollen Jahre gibst du deinen vornehmen Kunden das Almosen deiner Arbeit, die sie nicht bezahlen. Wahrlich! sie fahren auf Kredit in ihren Wägen, die du lackirt und mit Wappen verziert hast, und unter diesen glänzenden Zierrathen lassen sie das Brod verschimmeln, welches du im Schweiße deines Angesichts für deine Kinder gesäet hast; — du bist es also, der ihrem Geiz und ihrer Eitelkeit Almosen gibt. So, jetzt werde ich nichts mehr sagen." Justus heftete seine Blicke auf den Boden, als sähe er alle seine Luftschlösser versinken.

Aldenhoff bemerkte, es seien dieß Reden gar traurig für einen Feiertag.

„Diejenigen, welche an Feiertagen weinen," erwiederte die Großmutter, „werden getröstet werden, mein Sohn, die besten

Früchte sind herb, ehe sie reifen. Verstehst du das, mein Töchterchen?"

„Ach! ja, meine liebste Großmutter!" antwortete Agnes wie träumend, denn sie verstand es doch nicht ganz.

„Es thut nichts" bemerkte die Großmutter; „Kinder können manches hören, eh' sie es zu verstehen vermögen. In spätern Jahren tauchen die ernsten Reden ihrer Mütter in den Seelen dieser kleinen Christen wieder auf, und dienen ihnen zur Erleichterung in den Tagen der Trübsal. Nach 60 Jahren ist die Stimme meiner Mutter meinem Ohr noch so gegenwärtig, als stünde sie vor mir und ich wiederhole Euch oft ihre eigenen Worte."

„Du belebst meinen Muth auf's Neue, liebste Mutter," sagte Felix; „ich will meinen Gang noch einmal wagen; wahrlich ich könnte jetzt bis an's Ende der Welt gehen, sogar zu meiner Base Vierzehnloth."

Diese reiche Base hatte den sonderbaren Namen wegen der merkwürdigen Kleinheit ihres Körpers erhalten, dessen Magerheit sprüchwörtlich geworden war. Wir werden später erfahren, wie sie ihren armen Verwandten empfing.

Jetzt wurde das in Schmalz gebackene Ei der kleinen Agnese gereicht und ihr Bruder aß es; denn sie hatte alle Lust dazu verloren.

„Felix," sagte die Großmutter in sanftem, gleichsam bittendem Tone; „ich muß dir noch einen Wunsch deines Kindes vortragen."

„Um Gotteswillen, sprich ihn nicht aus, Mutter: ihr heute etwas versagen müssen, thut mir so weh', als sollt' ich dir's selbst abschlagen: es ist mir das Herz schon schwer genug." „Du weißt ja nicht, um was sie dich bitten will, mein Sohn. Ich erhebe meine Stimme nur für das Rechte: sonst würde ich schweigen; hier aber ist reden meine Pflicht. Wisse also, daß Agnes wünschte, heute Abend noch dich und deinen Bruder Johannes versöhnt zu sehen; das ist ihr Wunsch."

Agnesens Vater wich zurück, dann heftete er seinen Blick auf seine Mutter und sagte unentschlossen:

„Mutter, ist das der Gedanke eines Kindes?" „Ja, mein Sohn, es ist der Gedanke deines Kindes. Danke Gott, daß er ein solches Herz ihr gegeben hat: dieser Gedanke ent-

sprang aus ihr wie das lebendige Wasser, von dem man nicht weiß, woher es kömmt. Bedenke es wohl: an einem Tage wie der Heutige, ist die Stimme eines Kindes, die Stimme des Herrn. Wenn sie die Vergebung eines Schuldigen befiehlt, muß ihm Folge geleistet werden, so laß dein Kind nicht lange warten."

Noch immer schwieg Aldenhoff. „Ich befehle dir, mir zu glauben," fuhr die Mutter mit tiefem Ernste fort, „und noch eins will ich dir sagen: „Johann ist sehr betrübt über euer langes Zerwürfniß. Das Leben entflieht zu rasch, um sich vor dem Tode zu entzweien. Bedenk, die Verheißung, Felix! Wenn man in Unfrieden scheidet, läuft man Gefahr sich in der Ewigkeit nicht wieder zu finden; und müßte man dort einen Bruder vermissen, so lebte man ja sogar in der Ewigkeit nur halb! Was soll aus deiner Seele, was aus der Seele deines Bruders werden? Mit welcher von beiden werde ich mich vereinigen können? Sprich! Wenn alles bleibt wie es jetzt ist, wirst du es wagen dürfen, dem Tode in's Angesicht zu sehen? Was nützen dir deine Studien, deine Reisen! — Man kann also um die Welt kommen, ohne in sein eigenes Herz

eingedrungen zu sein, wie ich in einem Buche gelesen habe. Hast du's vergessen, daß das Gesetz der Liebe über dem Gesetze der Vernunft steht? — O meine Tochter! Unsere Pflichten sind leicht zu erfüllen: sie beschränken sich ja einzig auf die Liebe."

Ganz in sich versunken, mit entblößtem und geneigtem Haupte, wie zur Zeit, wo seine Mutter ihn als Knabe noch zurecht wieß, stand der beleidigte Bruder vor ihr und schritt dann wieder im Zimmer auf und nieder; seine Blicke blieben aber auf der kleinen Agnes haften, welche — die Händchen über den großen Schlüsselbund faltend — auf die Worte der Großmutter begierig lauschte. Diese beeilte sich, das günstige Schweigen ihres Sohnes zu benützen: „Geh' Agnes," sagte sie: „umarme deinen Vater und danke ihm, daß er seinen Zorn gegen den armen Onkel Johann vergessen will. Und du Justus! mache dich auf! du sitzest ganz bequem da und schaust auf deine Füße: willst gewiß sehen! ob sie gut laufen können? — also fort mit dir und laufe! — trage deinem Onkel Johann diesen verworrenen Strang Garn hin und sag' ihm, er soll heute Abend kommen, mir hel-

fen ihn zu entwirren: er wird schon wissen, was das bedeutet, und ich weiß es auch."

Aldenhoff hielt seinen Sohn nicht zurück, als er wie ein Pfeil zur Thüre hinausſprang. „Sag' dem Onkel, daß ich Königin bin!" rief ihm sein Schwesterchen nach.

Justus war schon auf der Straße, einen Tusch pfeifend, und zwei Schiefertafeln, die er mit ausgespreizten Fingern hielt, an einanderschlagend. Es sind dieß die Kastagneten des Nordens: die Kinder spielen sie auf spanische Manier mit vieler Gewandtheit und musikalischem Takte; Justus that sich in der Kunst besonders hervor. Jetzt belebte ihn neue Hoffnung; er brannte vor Eifer, seinen Auftrag zu erfüllen, denn es schien ihm unmöglich, daß seines guten Onkels Versöhnung mit dem Vater nicht durch ein schönes Festmahl sollte gefeiert werden.

Gelegentlich wollen wir bemerken, daß Onkel Johann — bedeutend jünger als sein Bruder — sich gegen ihn hatte Dinge zu Schulden kommen lassen, die leicht zu vergeben sind, wenn der Wille vorhanden ist, sie wieder gut zu machen. Diesen Willen hatte Johann; er hatte es seiner Mutter versichert,

und sie war immer bereit, im Voraus schon zu vergeben.

Das Feuer im Ofen wurde immer matter, rasch verflogen die Stunden auf dem beblümten Zifferblatte des Rathhauses, auf der Thurmuhr unserer Lieben Frau. Während ernste Berathungen im Schooße der ehrenwerthen Familie gepflogen wurden, führte man die kleine Agnes zur Schwelle der Hausthüre, damit die Vorübergehenden und besonders die Nachbarn, die ihr alle gut waren, sie in ihrem Schmucke sehen möchten. Alle blickten durch ihre saubern Fensterscheiben und aus grauem Draht geflochtenen Gittern mit Wohlgefallen auf sie herab. Da mußte sie bleiben und geduldig die Begrüßungen derjenigen entgegennehmen, die sich ihres Ehrentags freuten.

Kapitel IV.

Die kleine Nachbarin.

Soeben liefen die Chorknaben — durch die scharfe Weihnachtskälte, die keine Ruhe gestattete, getrieben, die Straße herab; — wie

Vögel zu ihrem Neste, eilten sie nach dem Hochamt nach Hause, bekleidet mit ihren weißen Chorröcken, welche der Nordwind wie Flügel aufblähte. Sie sahen beinahe aus, wie auf dem Schnee daherlaufende Rothkelchen; mit ihren enganschließenden rothen Talaren, stolz wendeten sie die Köpfe rechts und links, auf welchen die spitzen Barette mit der granatrothen Quaste prangten, die Agnesens ungetheilte Bewunderung erregte. Vor jedem verneigte sie sich höflich, und die Knaben erwiederten ihren Gruß mit besonderer Rücksicht und bedachten dabei aller Ehren, welche dieser glücklichen, kleinen Großmutter an diesem Tage bestimmt sein mochten. Von dem Kalvarienberge der Kirche, bis zur Franziskanerbrücke hatten die gegen die Kälte abgehärteten Knaben zu gehen, und auf dieser Strecke Wegs waren vier zum „Königthum eines Tages" erhobene Kinder, wodurch die sonst so stille Straße belebt wurde.

Unter einem weiten Einfahrtsthor auf derselben Häuserreihe und wenig entfernt von Agnesens bescheidener Wohnung, erschien Rudolphine Jonkey, ein Kind von fünf Jahren, die Tochter des ersten Präsidenten. Ehr-

furchtsvoll stund ein Lakai hinter ihr. Der fünfjährigen, reichen Erbin war das Glück versagt, ihre Großmutter noch zu besitzen. Sie prangte also in den prächtigen Gewändern ihrer jungen Mutter, der Frau Präsidentin. Leider! war Rudolphine voll Zierat unter dem violettsammtnen Mantel, der bis auf ihre mit den warm gefütterten Pantoffeln, der Frau Präsidentin bekleideten Fuße herabfiel. Ohne Agnesens liebenswürdiges „wenn es dir so recht ist" hatte sie befohlen, man solle ihr Gesicht mit Schönheitspflästerchen zieren, denn dieser Schmuck hatte ihr am Bild ihrer Großmutter ganz besonders gefallen. So waren also ihre Wangen mit einem Stern und Halbmond von englischem Taffent beklebt. Ein großer Muff von Edelmarder und der reichste Hermelinpelz schützten sie vor dem Nordwind so, daß ihr so warm war, wie im Sommer, und kaum waren ihr mageres Gesichtchen und ihre glatten, gelbblonden Haare unter den Pelzwerken, die sie beinahe ganz bedeckten, sichtbar.

Wie eine junge Angorakatze zur Regenzeit zierte sich Rudolphine in ihrem Schmucke und warf ihr Köpfchen mit melancholischer

Geringschätzung hin und her. Diese stolzen Gebärden bewogen Niemanden, sich ihrer Allmacht zu freuen; man hätte meinen sollen, sie sei schon großjährig auf die Welt gekommen, so keck trug sie die Menge Straußenfedern, welche auf ihrem Kopfe wogten. — Deßhalb sagten einige in heiterer Laune vorübergehende Bürger: „Seht einmal! die hat ihren ganzen Hühnerhof aufgesetzt! Sie soll nur zweimal zu Mittageſſen, wenn es ihr schmeckt!“ alle schauten sie an, ohne sie zu begrüßen, so daß ihre Augen vor Zorn funkelten.

Nur Agnese schickte ihr, frei von allem Neid, ein Kußhändchen zur Beglückwünschung; Rudolphine aber rümpfte ärgerlich ihr Näschen und sagte zum Lakeien: „Sieh' nur! was die sich herausnimmt! als wäre sie meines Gleichen!“

Kapitel V.

Der kleine Nachbar!

„Kümmere dich nicht um die steife Puppe,“ tönte es fest und entschlossen in Agnesens Nähe, die erschreckt zusammenfuhr. Die

Stimme aber, welche also gesprochen, gehörte einem dritten als Großvater gekleideten „unschuldigen Kinde," dem Sohne des geizigen, reichen Mannes, welcher das von der Familie Aldenhoff bewohnte Haus besaß. Schon seit einer Viertelstunde beobachtete der kleine Nachbar Agnesen von seiner der ihrigen gegenüber liegenden Thüre aus, welche auf eine erhöhte, nach spanischem Geschmack mit vergoldeten Eisengittern verzierte Altane sich öffnete, zu welcher mehrere Stufen emporführten. An dieser gewöhnlich immer verschlossenen Thüre, war als Griff des Glockenzuges ein edler Rehlauf angebracht, um den Reichthum anzuzeigen, welcher dieses Haus zu einem der hervorragendsten und beneidetsten machte.

In aller Frühe schon, hatte der reiche Ahnherr seine Kleider dem kleinen Ferdinand Düheim überlassen, der sie mit eben so großer Freude anlegte wie Agnes die ihrigen. Er trug einen Stock mit vergoldetem Knopfe, eine fein gearbeitete, silberne Dose, den dreieckigen Hut, den der Großvater sorgsam beibehielt. Dieser Großvater, — wir müssen es trotz unserer herzlichen Zuneigung für Ferdi-

nand bekennen — galt in der ganzen Pfarrei für einen wahren Harpagon, obwohl die Hälfte der Häuser der Straße, in welcher Agnes geboren war, ihm gehörten.

Ferdinand, welcher umsonst der kleinen Nachbarin seinen guten Morgen zugerufen hatte, kam, da sie ihn zu seinem Verdruß gar nicht zu beachten schien, um sich von ihr bewundern zu lassen. Agnes liebte Ferdinand, denn er war nicht stolz und hatte oft mit ihr gespielt. Sie hatte auch seinen guten Morgen mit einem Kopfniken erwiedert; aber sie getraute sich nicht ihre Stimme zu erheben, dem Hause gegenüber, von welchem aller Kummer ihrer Eltern ausging, wo der Mann wohnte, der mit so großer Strenge gegen ihren Vater verfuhr, den sie liebte, wie man Gott liebt.

Die schrecklichen Worte: „Pfändung, Gefängniß," die vor kurzem in ihrer Familie mit leise, schüchterner Stimme waren gesprochen worden, hatten auf ihrem freundlichen Gesichtchen Spuren der Trauer hinterlassen.

Ferdinand, immer noch zu entfernt, um nach Herzenslust mit ihr plaudern zu kön-

nen, kümmerte sich nicht um die Würde, mit welcher seine sammtnen Gewänder ihn bekleideten, kam die Treppe herunter über die Straße und stellte sich gerade vor Agnesen hin. Beide betrachteten sich mit ernsten Blicken und fanden sich gegenseitig so schön aufgeputzt. Kaum empfanden sie die schneidende Dezemberkälte, so rein und ungetrübt war ihre kindliche Freude. Ferdinand näherte sich der kleinen Agnes: sich zu erkundigen, was sie heute gegessen habe? — Agnese, welche dessen kein Hehl hatte, sagte ihm von der schönen Birne, die die Großmutter ihr gegeben habe. „Was hast du noch bestellt?" fuhr Ferdinand fort, ohne eine Antwort abzuwarten. „Ich habe mir des Großvaters Chokolade angefrimt, mit zwei warmen Butterbroden; dann Kaffee, Rahm, holländischen Anisette und Wein. Dann zehn mit goldenen Thieren gedruckte Bögen, um sie auszuschneiden und in Bücher einzukleben; von diesem sollst du im Pfänderspiel auch einige gewinnen, Agnes; du setzest Stecknadeln dagegen ein, und die Nadeln geb' ich dann dir wieder zurück. — Ich habe mir ein Schattenspiel gewünscht und hab' es auch erhalten. Auf den Abend hab'

ich Ralph den Violinspieler bestellt, der uns Tänze aufspielen soll, und der Orgler Granoda, der so schön pfeift wie eine Flöte. Sie werden zum Nachtisch erscheinen und Wein bekommen, denn unsere Keller sind ganz voll. Ich werde Meth trinken und Gerstenbier, alles wie ein großer Mann — das wird eine Freude sein! — Nun sprich du." Aber Agnes hatte nichts zu erzählen. Was hätte sie auch von ihrer Regierung sagen sollen? Er aber ließ ihr keine Ruhe, denn er sprach mit der ganzen Ueberlegenheit, die ihm sein Stock mit goldenem Knopfe, und sein blausammtner, mit schweren Goldtressen verzierter Rock verliehen. „Alles was ich wünschte," sagte sie, „war nicht zu haben; ein in Schmalz gebackenes Ei war da, aber das mag ich nicht: Justus, dem es besser schmeckt, hat es gegessen." Ferdinand betrachtete sie mit größter Verwunderung. „Das Ei war aber ganz," bemerkte sie weiter. — „Und was hast du nachher noch gegessen?" — „Nichts mehr. Alle G e s t e r n halt' ich bessere Sachen bekommen als heute; bei uns scheint die Zeit der Kuchen vorüber zu sein." — „Die Zeit dauert immer fort bei den Kuchenbäckern; ich habe mir

welche auf heute Abend bestellt." — „Nun, es ist wohl Niemandens Schuld," sagte Agnes. Aber, obwohl sie sich bemühte, freudig zu erscheinen, liefen zwei dicke Thränen über ihre Wangen herunter. Ferdinand kam ganz aus der Fassung; sogar der dreieckige Hut saß traurig auf seinen braunen Locken; da er aber seit dem heutigen Morgen sich an das Wörtchen „ich will" gewöhnt hatte, sagte er rasch: „Agnes! ich will wissen, warum du weinst." — „Weil meine Mutter weint." — „Warum weint deine Mutter?" weil dein Großvater meinen Vater in's Gefängniß bringen will, weil er kein Geld mehr hat, um unsern Weihnachtszins zu zahlen. Er will nicht warten, bis er wieder Geld verdient. Die Großmutter sagte, ich habe heute den ganzen Tag das Recht, einen Aufschub zu fordern, und dazu zu sagen: „Seid menschlich! ein unschuldiges Kind verlangt es im Namen des Heilandes!" aber mein Vater will es nicht, daß ich diese Worte an einen Stein hinrede und da weint die Mutter: sieh Ferdinand, das ist mein Kummer."

Ferdinand wagte es nicht mehr, von seinem Glücke zu sprechen. Nachdem er trau-

rig vor sich hingesehen hatte, dann seine Blicke zu Boden gesenkt, sagte er: „Lebewohl Agnes.“ — „Lebewohl Ferdinand!“ antwortete die betrübte, kleine Königin und schaute ihm nach, wie er langsam die Treppe emporstieg, dann gewaltig an dem Rehlauf riß, damit ihm die Thüre geöffnet werde, dann endlich verschwand. Lang blieb die Straße öde.

Kapitel VI.

Der Arme.

Plötzlich lief Agnes, deren Thränen durch die scharfe Luft getrocknet waren, in den Hof, wo ihre Großmutter mit Auskehren beschäftigt war, und rief ihr, die Händchen entgegenstreckend: „Großmutter! komm' und gieb ein Almosen; der liebe Hergott steht vor der Thüre.“

Sie meinte einen Bettler, dessen schneeweiße Haare wie ein silberner Heiligenschein das schwarze Käppchen umfaßten, welches sein Haupt bedeckten; er trug ein rothes mit vielen bunten Flecken geflicktes Gewand. Die größte Reinlichkeit verlieh seiner Armuth einen gewissen Glanz. Man glaubte allgemein,

der ehrwürdige, tief gebeugte Mann, der schweigend mit ruhigem ernstem Blick an jeder Schwelle stehen blieb, sei über hundert Jahre alt, und die Kinder der ganzen Stadt nannten ihn den Herrgott.

Frau Aldenhoff durchsuchte emsig ihre Taschen; aber wie tief sie auch in dieselben eindrang, sie konnte nichts darin finden, als ihr mit Nadeln gefülltes Nadelbüchschen, ihr elfenbeinernes Crucifix und ihren kupfernen Fingerhut, — sonst gar nichts, worüber sie beinahe so betrübt war, als ihre kleine Enkelin.

Seit vierzig Jahren spendete sie diesem armen Manne, den sie nie anders als als gekannt hatte, ihr Almosen, und heute zum ersten Mal sollte eine abschlägige Antwort das Band durchschneiden, das sie mit ihm, gleichsam wie den Himmel mit der Erde verband. Seufzend sagte sie: „Ich habe nichts!“ — „Nun“ fiel Agnes, die vor Begierde brannte, an ihrem Ehrentage selbst etwas zu geben, ein: „so will ich meinen Wechsel holen.“

„Was soll er damit anfangen, mein Kind?“

„Er soll ihn in seine Tasche stecken bis zum

Sonntag, wo er fällig wird: da kömmt Onkel Johann gewiß und zahlt ihn noch vor der heiligen Messe aus." „Mein Wort würde so viel gelten, als dein Wechsel mein Kind, und er würde sich daraufverlassen. Aber einem hundertjährigen Armen gibt man keine Anweisung; es ist besser ihm einen frischen Trunk zu reichen." — Das that sie auch.

Nachdem sie den großen Krug mit Bier gefüllt hatte, für den Armen, der auf die gewohnte Gabe harrte, nahm sie Agnesen bei der Hand und ging gerade auf ihn zu.

„Trinkt," sprach sie traurig aber doch entschlossen; „für's Geld müßt Ihr uns heute Kredit geben; nächste Woche bekommt Ihr das Doppelte. Aber ich bitt' Euch, laßt Euren Segen auf diesem Kinde ruhen, denn es ist heute ihr Ehrentag."

Der Arme trank und blickte sie ernst an. Schweigend machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes erhob seine Augen zum Muttergottesbilde, welches in die Mauer des Hauses, das er seit so vielen Jahren besuchte, eingehauen war, und entfernte sich ruhig sinnend. —

Agnes, heute um all' ihre Freuden ge-

bracht, sah ihm nach, wie er von Thüre zu Thüre schlich, und reiche Nachbarn das Glück hatten, ihn beschenken zu können; bald erreichte er nahe bei der Brücke den Eingang des alten, zerstörten Klosters, und da verschwand dieses Bild des Heilandes wie ein vorübergehender Traum.

Kapitel VII.

Agnesens Vogel.

Noch ein „unschuldiges Kind" war in der Nachbarschaft, erschien aber nicht vor seiner Thüre.

Es wohnte in jenem eben erwähnten verlassenen Franziskanerkloster, wo sein Vater, ein Lohnkutscher, seine Heu- und Habermagazine hatte. Während des Sommers versammelten sich dort ganze Schwärme munterer Kinder, um in den alten Kreuzgängen, die von ihrem freudigen Geschrei wiederhallten, zu spielen; jetzt aber herrschte tiefe Stille. Der Lohnkutscher liebte den kleinen Gottfried, das einzige Kind, welches seine Frau ihm hinterlassen hatte, zärtlich; er arbeitete jetzt freudlos, denn der kleine Gottfried war krank.

Der besorgte Vater kam und verlangte mit Frau Aldenhoff allein zu sprechen: sogleich wurde er in's blaue Zimmer geführt, mit vielen Entschuldigungen, daß man ihn in einem ungeheizten Zimmer empfange. Leise streichelte er Agnesens Wange, welche erst später in's Zimmer eintrat und sagte: „Ich habe Dich wirklich für deine Großmutter gehalten," worüber die kleine vor Freude erröthete.

Als er mit den Frauen allein war, brachte der Lohnkutscher sein Anliegen vor.

„Ich komme meine lieben Nachbarinnen, Euch zu bitten, mir Agnesens Vogel ein wenig leihen zu wollen, um mein armes, krankes Kind zu erheitern, Gotfried ist sehr krank und so schwach, daß ich nicht daran denken durfte, ihm meine schwerrn Kleider anzulegen; ja nicht einmal die seinigen, die doch ganz leicht sind, konnte er anziehen. Den Vogel der kleinen Agnes hat er im vorigen Herbst gesehen, als er mit seiner Mutter Euch zum letzten Male besuchte . . . . mit seiner armen Mutter, nach welcher er ohne Rast und Ruhe ruft."

„Ach! Herr Nachbar! wir erinnern uns

dessen gar wohl," bemerkten die Frauen seufzend. Der Lohnkutscher schwieg eine kleine Weile, denn Männer wollen's nicht wissen lassen, daß sie weinen. „Dieser Vogel," fuhr er dann fort, „ist meinem Gottfried im Gedächtniß geblieben, und seit heute früh sagt er jeden Augenblick: „Ich befehle," daß ich den Vogel hören darf, der in Agnesens Hause singt! ich will den Vogel singen hören und dann meine Mutter sehen. Ich befehle es. O Vater! ich kann nicht gehen: geh'! geh'! du geschwind, denn heute ist das Fest der unschuldigen Kinder! Das arme Kind kann's noch nicht fassen, daß seine Mutter seit drei Monaten gestorben ist und daß Niemand sie ihm wieder zu bringen vermag. Den Vogel aber kann man ihm verschaffen; seid so gut und leiht ihn uns, damit mein Gottfried ein wenig lächle, er, der kaum mehr ein Fünkchen Leben hat, — wenn Ihr nämlich glaubt, daß Agnes nichts dawider haben wird."

„Warum nicht gar," riefen beide Mütter aus; „Agnes wird sich glücklich schätzen, dem armen Gottfried eine Freude machen zu können," — und sogleich eilte die Großmut-

ter hinaus ihre Enkelin zu rufen und ihr des Lohnkutschers Wunsch mitzutheilen.

„Da du im Hause heute meine Stelle vertrittst," fügte sie bei, „will ich sehen, ob du verräthst, was ich antworten würde. Wohlan! was beschließt du?" Agnes blieb verlegen stehen und eine dunkle Röthe bedeckte ihr Angesicht. Sie hatte ihre Großmutter immer bereit gefunden, die bescheidenen Gegenstände, die sie besaß, auszuleihen; aber der Vogel! . . . Ihr Vogel, den sie Iris nannte, war ihr unbeschreiblich lieb. — Dennoch fragte sie: „Ist Gottfried krank?" . . . „Iris wird auf der Straße recht frieren —" war ihre zweite Aeußerung und unentschlossen hafteteten ihre schüchternen Blicke an den Augen der Großmutter, die ihr Ermuthigung zuwinkten.

„Unter dem Mantel des Nachbarn wird der Vogel nicht frieren, und der arme Gottfried wird sich freuen, wenn er ihn singen hört."

Wie ein Pfeil lief Agnes davon.

„Bleibe gesund," sagte sie, nachdem es ihr mit Mühe gelungen war, den Käfig ihres

kleinen Sängers vom Fenstergesimse herabzuheben.

„Auf Wiedersehen, Iris!“ und sie küßte das Gitter des Käfigs.

Die Großmutter sagte, Agnes habe gerade das gethan, was sie selbst an ihrer Stelle gethan haben würde, und diese Worte brachten Trost in Agnesens beklommenes Herz. Sie folgte muthig ihrer Mutter, und übergab Herrn Harold den Käfig, den er mit Ungeduld erwartete. Er sah eine Thräne in ihrem Auge zittern und fürchtete, sie möge ihren Entschluß bereuen; aber er kannte sie schlecht. Plötzlich bemerkte sie, daß kein Futter mehr im Näpfchen sei; da hielt sie den Nachbar, der eben den Vogel forttragen wollte, am Mantel fest, ging an ihren eigenen kleinen Schrank, sperrte ihn auf und sagte:

„Nehmt diesen Hanf und das Vogelkraut dazu! wenn der Vogel merkt, daß man an ihn denkt und die Körnchen fallen sieht, wird er gerne singen. Ich will, daß Gottfried zufrieden sei, aber ich will auch, daß mein Vogel fresse.“

Die Eltern schenkten Agnesens Vorsicht ihren Beifall, und der bekümmerte Vater

barg den Käfig sorgfältig unter seinen Mantel. Als er beim Vogelhändler vorüber kam, der in derselben Straße wohnte, kaufte er aus dessen wohlgefüllten Säcken noch mehr Futter für Agnesens kleinen Liebling, und eilte mit raschen Schritten nach Hause.

Kapitel VIII.

Der gemeinschaftliche Brunnen.

Mittlerweilen war Justus, glühend vor freudiger Hoffnung, dreimal erschienen; jedesmal zog er die Großmutter in den verborgensten Winkel des Hauses, lispelte ihr geheimnißvolle Worte zu, und eilte dann wieder dem Theile der Stadt zu, welche grand lonteleu genannt wird, wo Onkel Johann, am Fuße der Stadtmauer emsig beschäftigt war, Wägen zu lackiren und Wappen zu malen, denn er war in dieser Kunst beinahe ebenso geschickt wie sein Bruder.

In diesen langen, öden, mit schneebedeckten Gärten und Bäumen begränzten Straße, wohnten mehrere Steinhauer: sie trugen Kleider von weißem Leder, weiße Hüte und wa-

ren selbst ganz weiß bepudert, bis auf ihre schwarzen, wie Kohlen glühenden Augen! Auch ein Sailer wohnte da, der bei jedem Wetter seine Saile drehte: und Justus blieb gerne stehen, ihm zuzusehen; denn er hatte am heutigen Tage nichts zu thun, als auf den Onkel Johann zu warten. Zu seiner großen Freude stieg nun auch der Mond voll und roth am Horizont empor und schien durch die mit Frost bedeckten Zweige, und Justus meinte in seiner noch kindischen Weise, dieses goldene Angesicht gehöre einem auf dem Bauche liegenden Heiligen, der so das gute und Böse beobachte, was auf der Erde verübt werde. Hie und da unterbrach er seine Betrachtungen durch heftiges Anschlagen seiner Schiefer-Castagnetten, und ging dann, einen Auftrag seines Onkels an die Großmutter zu besorgen. Er verwußte sich nicht vor Freude, im Bewußtsein, des Abends einem guten und schmackhaften Mahle entgegen sehen zu dürfen.

Die Großmutter ihrerseits ging geschäftig im Rücktheil der einsamen Wohnung auf und nieder, und so oft Justus sich hereingeschlichen hatte, sperrte sie das blaue Zim-

mer sorgfältig ab, — Niemand wußte warum.

Die Sache aber verhielt sich so. Ein Brunnen trennte den Hof des Aldenhoffs von jenen einen es friedlichen Zinngießers, der, wegen seiner spanischen Abkunft, Don Gasparo genannt wurde. Er war der beste Nachbar, den man sich nur wünschen konnte. Von jeder Seite konnte der Brunnen durch einen großen, hölzernen Laden geschlossen werden: wurden die Läden gesperrt, so war jede Familie in ihrem Gebiete ungestört. Zu den Zeiten wo die Wäsche gewaschen oder die Häuser gereinigt wurden, wo man also des Wassers in Menge bedurfte, öffneten sich beide Läden; die Frauen kamen am Brunnen zusammen, grüßten sich freundlich, und theilten sich manchmal ihre häuslichen Leiden mit. Gieng alles im Hause nach Wunsch, so führten sie heitere Reden, unterhielten sich von ihren Kindern, ermunterten sich gegenseitig zur Erfüllung ihrer Pflichten, — und wo hätten bessere Mütter und Hausfrauen sich begegnen können, als gerade an diesem Brunnen? Das Bewußtsein treuerfüllter Pflicht verlieh ihnen eine eigenthümliche Schönheit: sie waren rein wie das Wasser, welches sie

zur Säuberung ihrer bescheidenen Wohnungen schöpften.

Im Verlaufe des Tages, den wir hier beschreiben, hatte die Großmutter, um der Familie eine Ueberraschung zu bereiten — denn nicht einmal ihre Schwiegertochter hatte hatte sie in das Geheimniß eingeweiht — ihrem Sohne Johann einen verwirrten Strang Garn geschickt, als naives Symbol eines lang andauernden Mißverständnisses und als Zeichen, daß endlich der Tag gekommen sei, an welchem der zwischen den Brüdern obwaltende Streit sich entwirren sollte. Justus hinterbrachte ihr Johann's Antwort; er hatte ihn von der Noth der Familie in Kenntniß gesetzt und so kam die Großmutter auf den Gedanken, alles was Onkel Johann durch Justus schicken würde, vermittelst des Brunnen heimlich in's Haus einzuschmuggeln. Drei Gänge mußte Justus machen; jedesmal kam er mit wohlgefüllten Taschen zurück und schlich sich durch den Eingang Don Gaspa-ro's — der herzlich über Onkel Johann's brüderliche List lachte — bis an den Brunnen. Gegen Abend wurde auf demselben Wege auch noch ein Küchenjunge eingeführt; man

klopfte zum vierten Male an den Laden; leise und vorsichtig öffnete ihm die Großmutter; der an der Kette hängende Zuber überbrachte ihr, einem Füllhorn gleich, die Gaben die von der andern Seite hineingelegt wurden. Sie fühlte sich wie verjüngt und ihr Herz schlug in kindlicher Freude über die wohlgelungene List. Ihre Schwiegertochter, von allem was vorging nichts ahnend, rief ihr zu: „Aber liebe Mutter! warum gehst du denn heute bei der scharfen Kälte gar so oft zum Brunnen?“ — worauf sie antwortete: „Laß dich's nicht kümmern, meine Tochter; was sein muß, muß sein,“ — und sie lächelte geheimnißvoll. Aber die Tochter bemerkte es nicht, denn es war schon beinahe finster geworden. Im Dezember dunkelt es schnell.

Kapitel IX.

Der Segen der Armen.

Frau Katharine saß am Spinnrad, wo sie die Stelle ihrer Mutter vertrat, so oft diese mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt

war. Da sie weder ihren Mann noch ihren Sohn heimkommen sah, blickte sie gar traurig auf die Lampe, welche die Großmutter hereintrug, denn sie wußte, daß nun kein Oel mehr im Hause sei: die beiden Frauen verstunden sich ohne zu reden. Die junge Frau, welche der starken Mutter an Muth nicht zurückstehen wollte, that sich Gewalt an, ein Liedchen anzustimmen . . . schreckliche Gewalt . . . . .

„Mein Gott!“ sagte die Mutter sich zur Tochter herabneigend, als wollte sie den Rocken wieder aufrichten: „weine lieber, wenn's dir so traurig zu Muthe ist, denn du bist so bleich wie dein Taschentuch; das Singen macht dir das Herz nur noch schwerer. Weine; der liebe Gott wird dich hören.“ „So vergib mir, liebste Mutter diese Schwäche; du weißt ja was es ist, seine Kinder leiden zu sehen!“ Ihre Thränen flossen reichlich und ungehemmt, und es wurde ihr besser. Agnes, ihrer königlichen Autoritäten eingedenk, hatte gute Lust ihrer Mutter zu befehlen, sie solle keinen Kummer mehr haben; aber sie fing an einzusehen, daß ihre Macht doch sehr beschränkt sei. Da sie öfters beobachtet hatte, wie bekümmerte Nach-

darinnen kamen, sich bei ihren Müttern Raths zu erholen, sagte sie, ihr Händchen sinnend auf ihre Knie stützend: „Liebe Mutter; gib dir doch einen guten Rath; das wird dir wohl thun!“ Die Mutter küßte sie herzlich und ein Strahl ungekannter, göttlicher Freude zog in ihr Herz.

Plötzlich hörte man an dem vorderen Keller, dessen Doppelthüre auf die Straße sich öffnete, ein bescheidenes Pochen. Dieser tiefe, gewölbte, helle und wie ein Zimmer austapezierte Keller, diente als unterirdischer Gang, für alle Glieder der Familie, die, um irgend eines dringenden Geschäftes willen, ungesehen aus- und eingehen wollten. Er wurde von einer Kräuterhändlerin und ihrem Manne, Franz Roch bewohnt, der ehemals Regimentstambour war, und alle Holzschuhe der Nachbarschaft ausbesserte und mit neuen Sohlen versah.

Nachdem noch einmal angeklopft worden war, zeigte Maria, Josepha Roch, die Kräuterhändlerin, die wie ein wohlbekannter Hausgeist überall Zugang hatte, ihr rundes, freudiges Gesicht, beim matten Schein der

Lampe, an der Thüre einer Treppe, welche von ihrem Keller zur Stube führte, wo Frau Katharine spann.

Seit mehreren Jahren war Aldenhoff Armenpfleger in seiner Pfarrei.

„Da kommen die Armen," sagte sie, „Agnesen zu begrüßen; sie wollen sie selbst sehen, denn der Anblick der unschuldigen Kinder bringt Glück für's ganze Jahr. Sie wollen Herrn Aldenhoffs Kind segnen, der sie so menschlich behandelt, diese armen Armen."

„Es sind ihrer mehr als Vierzig, alle in schönster Ordnung, wie in der Predigt.

„Der alte, rothgekleidete, den man den Hergott nennt, führt sie an. Er geht an ihrer Spitze: seht! da sind sie alle vor meinem Keller aufgestellt."

Frau Aldenhoff öffnete die auf die Straße führenden Thürflügel; lauter Segenswünsche liefen durch die Reihen der versammelten Schützlinge des Herrn Aldenhoffs, als das „unschuldige Kind" im Anzuge der Großmutter an der Schwelle erschien und ihnen ihre Aermchen entgegenstreckte.

Von allen Armen war Agnesen der Greis

mit dem silbernen Heiligenschein am liebsten, der in sein Dorf zurückzukehren im Begriffe stand, ehe die Zugbrücke aufgezogen wurde. Er nahte sich dem Kinde und hielt ihm eine Anrede in leise gesprochenen Worten die man nicht verstehen konnte, denn des Greises Stimme war ganz gebrochen; aber sein Gesicht erschien eigenthümlich leuchtend beim Schein einer kleinen Pechfakel, welche an seinem knotigen Stock befestiget war. Man hatte ihn beauftragt, das bescheidene Geschenk zu überreichen, welches alle dem Kinde desjenigen darbringen wollten, der mit väterlicher Liebe für sie sorgte. Man denke sich Agnesens Freude! Es war ein aus Rohr geflochtenes Körbchen mit einem Netz überzogen, unter welchem zwei blaue Täubchen, auf Moos weich gebettet, schliefen: das Ganze umgeben von einem Kranze rothbackiger Aepfel. Ein Weib trat hervor und sagte: „diese Aepfel mußt du mit deinen Eltern essen. Sie stellen die Segnungen des Herrn vor. Jedes von uns hat die seinigen in diesem Körbchen niedergelegt; denn dein Vater ist unser Vater. Heute gibt jedes von uns ihm einen Heller zurück von den Gaben, die wir durch ihn er-

halten haben. Gott schütze dich, gesegnetes Kind, und iß! Es leben die unschuldigen Kinder! es lebe der Vater der Armen!"

Dann entfernten sich die Armen und sprachen unter sich: „Ja, er ist uns ein wahrer Vater. Bei der Theuerung speiste er uns mit seinem Brode. Ja, wir erstatteten ihm nur den tausendsten Theil dessen, was er an uns gethan hat. Wäre er reich, wir würden niemals Hunger leiden!"

„Agnes!" sagte die freudestrahlende Großmutter: „bewahre dieß wohl", „die Gabe des Armen ist kostbarer als ein Stern, der vom Himmel in deinen Schooß gefallen wäre." Und sie gingen in's Haus zurück.

Kurz darauf kamen Cäcilie und Anna, Agnesens Schwestern aus der Schule und stiegen in die obere Kammer, um ihre Schürzen, Körbe, Mäntelchen, ihre Hefte abzulegen und alles zu ordnen was zur Arbeit des nächstfolgenden Tages dienen sollte. Redselig wie alle Mädchen ihres Alters, konnten sie nicht fertig werden, alle Begebenheiten des verflossenen Tages zu besprechen. Wieder schnurrte das Rädchen am bereits erlöschenden Ofen, und sein eintöniges Geräusch

unterbrach allein die Stille, die in der untern Stube wieder eingezogen war.

Die am Hacken des Heerdes befestigte eiserne Lampe warf ihr mattes und zweifelhaftes Licht auf die Wände, welche Agnesen ganz verändert vorkamen; lange schlich sie von einem Stuhle zum andern, bis sie endlich einen wählte und ihr Köpfchen darauf legte, welches ganz müde war, mitten in der sie umgebenden Dunkelheit auf ein Fest zu hoffen. Allmählig entschwanden ihr Aepfel, Vogel, Tauben auch die Armen und alles, und sie entschlummerte beim Surren des knarrenden Rädchens und beim Pendelschlag der Uhr, die hinter der Thür pickte.

Kapitel X.

Nächtliche Begegnung der Brüder.

Zur selben Stunde durchlief Aldenhoff die ganze Stadt, leider umsonst! Von allen Grafen, Baronen und Herren, deren Staatswägen er gemalt und vergoldet hatte, war angeblich keiner im Stande, seine Rechnungen zu bezahlen. Umsonst eilte der Maler

mit Schweiß und Frost bedeckt, von einem Hause zum andern, während seine Frau mit unsäglicher Bangigkeit die Schläge der Uhr zählend, alle Augenblicke glaubte, die Gerichtsdiener zu hören, die kämen, ihren Mann zu verhaften: sie war wie von Furcht erstarrt; er lief wie von Schwindel getrieben. Seine Vernunft machte ihm Vorwürfe; sein sonst so gesundes Urtheil, welches ihn jederzeit auch die betrübteste Lage überschauen ließ, war getrübt: nur bei Gott suchte er noch Hilfe. Es schien ihm, als wandle er wie ein Verbannter durch seine Vaterstadt, denn die Base Vierzehnloth hatte ihn mit so zerschmetternden Worten abgewiesen, daß sie ihm noch in den Ohren gellten. Dieses alte Fräulein, so mager, daß ein Herz in ihrer Brust kaum Raum zu haben schien, theilte nur mit zwei Lieblingskatzen ein Vermögen, welches leicht zwanzig Familien hätte ernähren können. Um der Wahrheit treu zu bleiben, müssen wir gestehen, daß ihr schattenähnliches Angesicht bei der Bitte ihres ehrlichen Vetters durchaus keinen Ausdruck der üblen Laune oder gar des Zorns annahm. Indem sie in kurzen Zwischenräumen kleine Prisen Tabak

schnupfte, die sie jedesmal zum Nießen reizten, äußerte sie ihr Befremden, daß ein so geschickter Meister nicht auf seine reichliche Einnahme bedeutende Ersparniße gemacht habe. Wenn dem nicht so sei, müsse er einige Schuld daran tragen. „Ich habe zuviel auf Credit gearbeitet, Base, und meine vielen Kinder....."

„Da habt ihr eben unklug gehandelt," erwiederte sie ruhig; „ein geschickter Meister soll seine Arbeit nur gegen baare Bezahlung liefern. Sucht nur diejenigen auf, die Euch schuldig sind."

„Ich war schon bei ihnen."

„Ihr müßt noch einmal hingehen."

„Ich habe es gethan."

„Dann will ich nichts gesagt haben: ich für meinen Theil habe keinen Wagen malen noch vergolden lassen. Es wäre höchst unbillig, wenn ich das Opfer Eurer schlechten Zahler werden müßte. Wenn ich die Gewohnheit hätte, Geld auszuleihen, möcht' es noch hingehen; aber seit meiner Jugend hab' ich mir's zum strengsten Gesetze gemacht, nie Geld auszuleihen und ich bewahre diese Jugendgewohnheit mit größter Gewissenhaftig-

keit. Guten Abend, Herr Vetter; grüßt mir die Frau Base schönstens."

Sonderbar! Der arme Aldenhoff verließ das Haus seiner honigsüßen Base mit tiefer verletztem Herzen, als die Wohnungen der reichen Leute, welche auf seine Kosten prangten. So ist der stolze Mann beschaffen: Der großmüthige Arbeiter lieh dem Reichen von seiner Armuth; es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, sie so zu behandeln, wie die Armen, die er so sehr liebte. Die gefühllose Base aber hatte ihm auch diese Genugthuung benommen, hatte ihn beschämt, und ihre Hand, die er zum Abschied berührte, durchzuckte ihn so kalt, wie der eiserne Griff ihrer Thüre.

„Schlaft wohl!" sagte er sich entfernend; „Ihr wißt nicht, wie peinlich die Nacht einem Vater wird, der seinen Kindern nichts nach Hause bringt."

So eilte er durch die stillen Straßen der Stadt, und fühlte sich sehr unglücklich! unglücklicher und gedrückter als die Steine, die er unter seinen Füßen trat. „In allen diesen Häusern," dachte er, „wo ich singen und lachen höre, wer denkt an uns? wer bemitlei-

det uns? Mein Gott! ist die Welt überall wie hier, taub für den Jammer deiner Kinder?" Der Gedanke an das Gefängniß hemmte seine Schritte; er dachte an die Schande, welche es über einen Mann bringt, so daß seine Landsleute ihn nimmer achten; er dachte an die Bestürzung seiner Arbeiter, die ihm beinahe wie Kinder waren; niemals war ihm das Schicksal so grausam erschienen! Da er aber im Glücke immer die Mäßigung geübt und sich nie übernommen hatte, so fand er in sich die Tugend seiner neuen Lage; er wurde nicht unwillig; — er hörte auf die innere Stimme seines Herzens: Vieles sagt das Schweigen der Nacht dem Menschen, der sich besinnt.

Als er rasch voraneilend um die Ecke der Todtengasse bog, stand vor ihm ein Mann, hell vom Monde beschienen. Das Mondlicht macht alle Gesichter bleich; und bleich und ernst wie die Nacht erschienen sich gegenseitig beide Männer. Der Mann war Johann, der nach beschlossener Arbeit zu seinem Bruder eilte, dem er nun so unerwartet begegnete.

„Bist du es, mein Bruder?" fragte Johann mit bebender Stimme.

„Gewiß," antwortete ebenso ergriffen der Bruder, und ihre Hände fanden und erfaßten sich mit so gewaltigem Drange des Blutes, daß die größte Sommerhitze sie nicht rascher hätte erwärmen können.

„Du erlaubst es also, daß ich mit dir gehe, Felix?" sagte Johann mit noch nicht ganz überwundener Beschämung.

„Wie kannst du mich nur fragen?" antwortete der Aelteste; „hab' ich nicht deine Hand." „Nie mehr sollst du die Meinige lassen; ich bin, glaube ich, stärker als du. Komm'! gehen wir mit einander!....."

Mit unwiderstehlicher Gewalt erwachte ihre unterdrückte Liebe, und der Mond, heiter und ruhig wie ein himmlischer Richter, ergoß seine Strahlen über die versöhnten Brüder. Als sie Arm in Arm Aldenhoffs Wohnung betraten, sahen die Frauen mit einem Blick, daß Gottes Gnade und Friede wieder in's Haus einziehe.

Justus, welcher seinem Vater und Oheim gefolgt war, stand aufrecht und stolz, als sei er der Urheber der Versöhnung. War er doch so viel gelaufen! Onkel Johann, dessen Rührung mit jedem Augenblicke wuchs, ließ

seine fragenden Blicke, im schlecht erleuchteten, kalten Zimmer umherschweifen. Der Anblick dieser Armuth durchbohrte sein Bruderherz. Er nahte sich Felix, dessen Antlitz heiter war, neigte sich auf dessen Schulter, um seine Thränen zu verbergen, und es entfuhren ihm die Worte: „Dich, der du mir ein Vater gewesen bist, dich muß ich so sehen!“

„Es ist Niemanden Schuld, lieber Bruder! und uns nicht mehr zu sehen, war mir tausendmal schmerzlicher.“

Die Großmutter, welche sich einen Augenblick entfernt hatte, um allein mit ihrem heiligen Schutzengel zu weinen, kam nun zum Erstaunen der ganzen Familie wieder in's Zimmer, zwei Leuchter tragend, die sie an der erlöschenden Lampe anzündete. Agnes halb erwacht, hatte den Onkel Johann, den sie beinahe so zärtlich liebte, wie ihren Vater und von dessen Rückkehr sie bereits gehört hatte, noch nicht erblickt; mit ihren schlaftrunkenen Augen belauschte sie die Bewegung der sich langsam entzündenden Kerzen. Ihre auflodernden Flammen gewährten ihr so großes Vergnügen, daß sie ausrief: „Gut! da brennt einmal eine! o lieber Onkel! jetzt er-

kenne ich dich! du bist immer noch der Alte! Heute ist mein Fest und ich befehle, daß du vergnügt bist!"

Die Schwestern, welche nun auch den Laut der geliebten Stimme vernommen hatten, eilten von ihrer Kammer herab, um Theil zu nehmen an den Bekümmernissen und Tröstungen der Familie.

Johann hatte noch kein sanftes Wort aus dem Munde seiner Mutter gehört: aber er hatte in ihre treuen Augen geschaut und auf ihren Blick erwiedert: „Ja, theure Mutter! du konntest auf mich zählen."

„Ich vertraute auch auf dich: was kenn' ich denn auf Erden besser, als Euch meine Söhne? Salomo hat eine ewige Wahrheit ausgesprochen" indem er sagte: „die Mutter allein kennt ihr Kind!"

Das Vertrauen war hergestellt in der nun wieder vereinigten Familie; ohne Rückhalt theilte man sich die Noth mit, die um so schwerer drückte, als keiner dem andern zu helfen vermochte. Es folgte dann ein lautloses Schweigen und das Bild des drohenden Gefängnisses warf tiefe Schatten auf alle Gesichter.

Kapitel XI.

Der Besuch eines unschuldigen Kindes.

Plötzlich ertönten mächtige Schläge, Bum! Bum! Bum! wer klopft? Tralirum! Tralla! „Wer läutet?" „Oeffnet dem Könige eines Tages, denn der Tag geht zu Ende; eine frohe Botschaft bring' ich im Auftrage des lieben Heilands." Die Thüre wird aufgemacht. „Wie?" ruft die erstaunte Großmutter, „Ferdinand ist's, der uns heimsucht! Agnes! er ist König wie du Königin bist; grüße ihn. Er sieht seinem Großvater ganz ähnlich. Ist es die heilige Mutter Gottes, die ihn zu uns führt?"

„Guten Abend Agnes! ich bringe dir etwas; weine nur nicht mehr."

Und er überreichte ihr ein zusammengelegtes Papier; Agnes weiß nicht, was sie damit machen soll.

„O Tag der Gnade!" ruft die Großmutter, nachdem sie es an's Licht gehalten hat. „Meine Söhne! meine Töchter! ihr lieben Enkel, loben wir Gott! Es ist die Quittung über den Jahreszins den wir schulden. Komm', Ferdinand! alle Tage deines Lebens werden

gesegnet sein, und solltest du zehnmal älter werden als dein Großvater! Gesegnet wirst du sein in der Ewigkeit, denn du bist der gute Reiche!"

„Ach! Mutter, es ist ja nicht möglich," sagte wie außer sich, die Schwiegertochter, die das unerwartete Glück kaum zu fassen vermochte.

„Wenn ich dir's sage, meine Tochter; wollen wir an keine Wunder mehr glauben?" und ein Wunder war es wirklich.

Jeder zog Ferdinand an sich; jeder umarmte ihn so herzlich, daß sein Großvaterhut auf seinem Köpfchen im Kreise sich drehte. Dann erzählte er ganz einfach was er gethan, und was er gethan, war gut.

Nachdem er Agnesens Thränen hatte fließen sehen, war er mit schwerem Herzen nach Hause gegangen, und die Erinnerung an das im Schmalz gebackene Ei, welches sie nicht hatte essen können, hatte auch ihm allen Appetit benommen. Er kümmerte sich nicht weiter um die leckeren Speisen, welche in den großen Kasterolen bereitet wurden; ja er ging nicht einmal durch die Küche, die er sonst selten unbesucht ließ. Gleichgültig betrachtete

er die Festtafel, welche im großen Saale gedeckt wurde, dessen rother, steinerner Fußboden mit weißem Sande bestreut war. Dieser feine Sand legt sich spitzenartig über die dunkelrothen Steine und bildet so einen Teppich, der den flammländischen Speisezimmern ein besonders heiteres Aussehen verleiht. Ferdinand half keiner der „Maiken" (Mägde) die großen Damasttischtücher aufbreiten, deren stattliche Blumendessins wie Perlmutter glänzten; umsonst funkelten die Gläser von geschliffenem Krystall und die silbernen Gefäße auf dem Schenktisch; lärmend öffnete und schloß der Knabe die hohen, reichgepolsterten Flügelthüren der schönen, mit Hautelissen behangenen Zimmer. Auch das des Wintergartens vermochte es nicht, Ferdinand's düsteres Gesicht zu erheitern; immer sah er die weinende Agnes vor sich; immer tönte das schreckliche Wort „Gefängniß" in seinem Ohre, wie es die leise, gedrückte Stimme seiner Gespielin ausgesprochen hatte: er schleifte seinen Stock die Treppen entlang, als zähle er wirklich die sechsundsiebenzig Jahre, die seine Tracht andeutete; endlich lief er, im Aerger darüber, daß er sich nicht mehr zu

freuen vermöge, in seines Großvaters Schlafzimmer, um seine Kleider abzulegen. Der Greis schlief in seinem Sorgenstuhl, vor einem hellbrennenden Kaminfeuer, welches seine Füße beinahe röstete, und Ferdinand setzte sich in einen andern gegenüberstehenden Lehnstuhl, das Erwachen des Großvaters zu erwarten. Unwillkührlich ließ er den großen mit dem goldenen Knopfe gezierten Stock, den er zwischen seinen Knieen hin und her drehte, heruntergleiten, berührte mit demselben die Füße des Greises, der, plötzlich aufgeschreckt, mit großgeöffneten Augen suchte Ferdinand zu erkennen. Dieser noch ganz ärgerlich — blickte seinerseits fest auf seinen Großvater, und die Gluth des Feuers gab seinem Gesichte einen unheimlichen, rothen Schimmer.

„Bist du's, Großvater!" sagte der durch den sanften Schlummer erquickte Greis.

Ferdinand antwortete er sei nicht der Großvater, er wolle seine Kleider ablegen. Herr Düheim gerieth in Zorn, denn er wähnte, man habe seinem Liebling den Gehorsam versagt. Ferdinand war das einzige, lebende Wesen, welches er liebte, ja beinahe vergöt-

terte. An der Hausthüre wurde unabläßig geschellt; Wägen fuhren vor, zahlreiche Gäste drängten sich in das glückliche Haus, wo Ueberfluß herrschte; denn Ferdinand hatte reichlichen Gebrauch von seinem königlichen Rechte gemacht, alles auf das Beste zu bestellen.

Der Lärm der ankommenden Gäste erinnerte Herrn Düheim, daß die Stunde des Festes geschlagen habe und bewog ihn sich zu erheben. Aber Ferdinand klammerte sich an die Schöße seines Rockes, und betheuerte entschieden, er wolle sich auskleiden, weil Agnesens Vater in's Gefängniß gebracht werden solle.

„Wie! du wolltest unser schönes Fest verderben, Ferdinand, und um eines Mannes willen, der mir schon zwei Zinszahlungen schuldig ist?“ —

„Ich befehle, daß beide von deinem Gelde bezahlt werden, und heute bin ich der Herr!“ rief entschlossen der junge Großvater.

„Willst du schweigen, du kleiner Taugenichts?“ murmelte der Geizhals, indem er auf den Gang zu entschlüpfen suchte. „Könntest du's über's Herz bringen, mich an deinem

Festtage zu Grunde zu richten? Komm' und sieh, was du mir kostest, du kleiner Verschwender! Weißt du, wie viele Zinszahlungen es braucht, um alle Voularden, alle köstlichen Speisen zu bestreiten, die ich dir zu bestellen erlaubt habe?" In diesem Augenblicke hörte man die Stimmen der unten versammelten Freunde und Verwandten, welche herauf riefen: „Was gibt es denn? wollt ihr das Festmahl des unschuldigen Kindes kalt werden lassen?"

Schnell ergriff Herr Düheim das Treppengeländer, indem er hoffte, sich dem Ungestüm Ferdinand's entziehen zu können, welchen er einer vorübergehenden Laune zuschrieb; aber er täuschte sich.

Als beide den Saal betreten hatten, erwiederte Ferdinand keine der ehrfurchtsvollen Umarmungen, mit welchen er begrüßt wurde. Er stemmte beide Ellenbogen auf den Tisch, wies jede Speise von sich, und brach endlich in die, für seinen Ahnherrn schrecklichen Worte aus: „Ich will nicht mehr mein Großvater sein!"

Die Gäste und mehr noch die Verwandten waren ganz bestürzt. Vergeblich fragten Diener und Dienerinen:

„Wollt Ihr trinken, Herr? wünscht Ihr von diesem Rehbraten, oder etwas Salm, oder Ortolane?“ Ferdinand blieb unbeweglich, und die andern aßen um so hastiger, als sie nicht wußten, was sie sagen sollten; jeder suchte zu errathen, was wohl dem Kinde zugestoßen sein könne, und schaute seinen Nachbar mit verwunderten Blicken an. Nur Herr Düheim erhob die Augen nicht von seinem Teller; die Scham lähmte seine Glieder.

Ferdinand unterbrach die peinliche Stille indem er in höchster Aufregung mit beiden Händen auf den Tisch schlagend, mit gewaltiger Stimme ausrief:

„Ich befehle, daß Agnesens Vater nicht in's Gefängniß gebracht werde! sonst lege ich meine Kleider ab und will kein unschuldiges Kind mehr sein!“

Der Großvater stürzte ein Glas Wein hinunter, um nicht in Ohnmacht zu fallen; groß war die allgemeine Bestürzung.

„Bringt Papier her!“ fuhr der kleine Monarch laut weinend fort, „Tinte! eine Feder! Großvater! schreibe geschwind die Quittung für den Malermeister.“

„Nun, Vater!“ sagten begütigend die

erwachsenen Söhne, die Mutter und die Tante; „thut ihm seinen Willen; heute dürft' Ihr ihm nichts versagen; es ist ja ein großer, heiliger Tag!"

Der Großvater erbleichte und antwortete stotternd: „Bedenkt Ihr denn', daß mir der Mann „zwei" Zinszahlungen schuldet? das beträgt über hundert Gulden; und noch ein paar Gulden für das Recht eine Madonna über die Thüre aufzustellen, wozu die Mauer ausgehöhlt werden mußte."

„Zwei Zinszahlungen!" riefen die Söhne zögernd.

„Zwei Zinszahlungen!" wiederholten die Gäste ihre Hände erhebend.

Würde ich ihn sonst fest nehmen lassen, ich, der ich so menschenfreundlich bin."

„Ihr müßt bedenken, lieber Vater!" wagte einer der Söhne einzuwenden, „daß Herr Aldenhoff bisher immer richtig gezahlt hat; die Theuerung des vorigen Winters hat ihn viel gekostet um die Armen zu beruhigen, die ihn wie ihren Vater betrachten. Wer weiß? sie würden Euch vielleicht hart heimgesucht haben, ohne die thätige Hilfe und guten

Rathschläge des Nachbarn, der ihre Angelegenheiten mit großer Umsicht verwaltet."

„Er soll seine eigenen Angelegenheiten gut verwalten, da er sich jetzt selbst zu den Armen zählt. Ein schöner Stand! meiner Treu'! Ist das nicht abscheulich?"

„Bedenkt, lieber Vater, daß der Maler den Werth des kleinen Häuschens erhöht, indem er es alljährlich mit einer schönen, grünen Farbe anstreicht, welche es vor dem Eindringen des Regens schützt, und so die sonst nothwendigen Reparaturen bedeutend vermindert. Außerdem vergeht kein Marienfest, wo nicht Tag und Nacht ein Lämpchen vor dem Madonnenbilde brennt, welches sogar im Winter mit Laub und Blumen geziert wird; schaut nur zum Fenster hinaus! — Die Bürger und Bauern, die ihre Andacht vor dem Bilde verrichten, schreiben Euch einen Theil des Verdienstes zu, und nennen auch Euern Namen in ihren Gebeten, und doch tragt Ihr nichts zur Zierde des Bildes bei."

„Das ginge mir auch noch ab, wenn ich seine, der Muttergottes dargebrachten Huldigungen bezahlen müßte! Bin ich denn aufgestellt, über das Heil der Seelen zu wachen?"

„Diese Sorge übernimmt Aldenhoff selbst, das muß man ihm lassen. Bedenkt doch, Vater, daß er seine Mutter erhält, und sie ehrt, als eine heilige Frau, wie sie's auch verdient; seinen Bruder hat er zu einem ehrenwerthen und geschickten Meister herangebildet, und endlich hat er vier Kinder, für deren Wohl zu sorgen er vor Gott verpflichtet ist."

„Und ich habe fünf Kinder!" erwiederte der Vater, sie nach der Reihe anblickend; „wie viel haben die mich gekostet? ungeheuer viel! ungeheuer viel!"

Ferdinand weinte lauter noch als zuvor und zerknitterte seine schönen Manschetten. „Die Quittung, Großvater!" rief er; „die Quittung, Großvater!" ertönte es von allen Seiten.

„Wenn es bekannt wird, welche Gewalt mir ist angethan worden, werden alle Miethsleute um Nachlaß sich melden."

„Nein, Vater; man wird darauf keine Rücksicht nehmen," sagten die Söhne, um ihn zu beruhigen. „Nein, Herr Düheim, niemand wird ihnen Gehör schenken," wiederholten die Gäste.

„Ach, Ihr kennt diese schurkenhaften Armen nicht! — doch Ihr habt Recht; es ist heute ein großer, feierlicher Tag!“ seufzte der Geizhals, nachdem er die Quittung geschrieben und unterzeichnet hatte, als lasse er zehn Jahre seines Lebens auf das Papier fallen.

„Ach, heiliger Nikolaus! mein großer Schutzpatron! welch' einen Tyrannen hab' ich mir zugesellt!“

„Ferdinand verlor den Kopf nicht: rasch nahm er das Papier und lief zum Zimmer hinaus, den Gästen zurufend: „gleich komm' ich wieder mit der Gesellschaft zu tanzen!“

Der Orgler Granada, der so groß war, wie der Riese Goliath, ließ bereits seine Orgel pfeifen wie eine Lerche, und wollte den Knaben — als er durch's Vorzimmer lief, zwischen seinen langen Beinen fangen; auch Ralph, der Violinspieler der schon seine Geige stimmte, versuchte es, ihn aufzuhalten, Ferdinand aber riß sich von ihnen los. „Trinkt ohne mich,“ rief er ihnen vor Freude berauscht zu. „Trinkt! der Großvater hat heute Wein und Glück für alle; geht nur hinein!“

„Das hatte sich zugetragen im Hause Ferdinands, dem nun die Familie des Ma-

lers das Geleit über die Straße gab, ihn tausendfältig segnend, wie er es verdiente.

„Leb' wohl, Agnes!"

„Leb' wohl, Ferdinand!" riefen sich die unschuldigen Kinder zu, die herzlicher als je sich liebten.

Lang nach dem Ertönen des Wolfsglöckleins wurde in Ferdinands Hause noch getanzt. Nie hatte Granada schöner georgelt, nie hatte Ralph's Geige solche wundervolle Melodien hervorgebracht. Der Großvater aber wurde so oft und so herzlich umarmt und geküßt, daß auch er seine Traurigkeit am heutigen Abend fahren ließ. —

Kapitel XII.

Gott ist überall.

„Jetzt, meine Kinder," sprach die Großmutter, „laßt uns Gott loben! — Heute werden wir unser Mahl zur selben Stunde halten, wie der Reiche, den wir dabei segnen wollen. Der ausdauernden Beharrlichkeit des wackern Kindes verdanken wir's, daß wir heute in Frieden essen können, ohne Furcht vor Gerichtsdienern und Gefängniß; kommt

meine Lieben! folget mir!“ Und alle folgten der Großmutter, die mit leuchtendem Angesicht voranging. Wohl fragte jeder sich selbst: „was werden wir denn essen, da weder Brod noch Feuer im Hause ist?“

Aber man vertraute dem Worte der Großmutter, und die zwei angezündeten Kerzen ließen Gutes hoffen. Wie im Triumphe trug Onkel Johann die kleine Agnes in seinen Armen, und siehe! es öffnete sich die den ganzen Tag über versperrte Thüre des rothen Zimmers: ein munteres Feuer loderte im Kamine; sieben Gedecke prangten auf dem Tische; weißer und rother Wein funkelte in hohen, langhalsigen Flaschen, die man in Flandern „Nonnen“ nennt; ein schönegebratenes Spanferkel dampfte aus dem mit Blumen gezierten Salat, neben andern nach dem Geschmacke der Kinder gewählten Gerichten, und Justus machte einen Kreuzsprung.

Agnes wurde am obern Ende des Tisches auf den Ehrenstuhl neben ihre Großmutter gesetzt und von ihr belehrt, sprach sie: „O mein Vater! o meine Mutter! und Ihr Alle, ich segne Euch. Darf ich auch Ferdinand segnen?“ fragte sie lebhaft, sich selbst unter-

brechend. „Ja, ja, ja," erscholl es von allen Seiten; „es lebe Ferdinand! es lebe die Unschuld!"

Es war nicht schwer zu errathen, daß Onkel Johann der Urheber des festlichen Mahles, der Lichter und des prasselnden Feuers sei, denn selig lächelnd drückte er die Hand seines Bruders; dieser, dessen Herz überfloß in Liebe und Versöhnung, blickte ihn väterlich an, als wollte er sagen: Mit einem Male vergiltst du mir alles, was ich für dich gethan habe.

„Und du nimmst mich auf, wie den verlorenen Sohn des Evangeliums," sprach Johann.

„Dießmal," sagte die Schwägerin, und eine leise Trauer flog über ihre Züge, „dießmal, lieber Bruder, sind nicht wir es, die das fette Kalb geschlachtet haben."

Johann, dessen Gedächtniß scharf war für alle von seinem Bruder empfangenen Wohlthaten, erwiederte rasch: „Ihr habt deren schon viele für mich geschlachtet."

„Laßt uns das Gute genießen, ohne zu rechnen, meine Kinder!" sagte die Großmutter, „wir haben nicht Zeit, nach der Waage zu greifen. Vielleicht ist diese die letzte Ueberraschung, die Euch zu bereiten mir vergönnt

ist." Und eine Thräne glitt in ihr Glas, welches sie sanft hinstellte, um sich wieder zu fassen; die zärtlichen Blicke ihrer Kinder ruhten auf ihr wie Strahlen des Lebens, sie beglückend in ihrem hohen Alter. Und die Heiterkeit dieser braven Familie stieg empor zu den Füßen der Engel. Die rothen Aepfel der Armen wurden köstlich befunden. Mitten in der allgemeinen Freude wollte man nun auch wissen, wie alle diese guten Dinge in's Haus gekommen seien, welches am Vormittag noch von allem entblößt war, ja, wo sogar Feuer und Hoffnung fehlten.

Mit höchstem Erstaunen lauschten Vater, Mutter und Geschwisterte auf Justus Erzählung, der alles haarklein berichtete, stolz auf den Antheil, den er an dieser freudigen Begebenheit gehabt hatte.

Und so wollen auch wir einen Augenblick ruhen und uns ergötzen an der Freude, die in diesen reinen Herzen, unter dem Dache des braven, ehrwürdigen Handwerkers eingekehrt war. Wir haben gesehen, wie der Geiz, diese abscheuliche Leidenschaft, von der Liebe überwunden wurde, wahrlich! eine trostreiche Erfahrung! — Gerne denken wir uns in die glückliche Zeit zurück, wo Kindheit und Alter mit so großer Ehrfurcht und Liebe gefeiert

wurden. Welche Frau hätte wohl damals gefürchtet, alt zu werden? Gewiß keine. Sie vertrauten auf die Dankbarkeit ihrer Kinder und Enkel; mit frommem Glauben blickten sie auf die Krone, die ihrem, vom Alter gebeugten Haupte aufbewahrt wurde. Ohne Sorge sahen sie die Schönheit, die Reize der Jugend schwinden; von ihren dankbaren Kindern umgeben und beschützt, gingen sie dem Alter freudig entgegen.

Kehren wir nun zum lärmenden Hause mit der vergoldeten Altane zurück, aus welchem vor kurzem noch rauschende Musik ertönte.

Ferdinand, nachdem er mit seinen Muhmen und Basen nach Herzenslust getanzt hatte, schlief bis zum folgenden Morgen den Schlaf der Gerechten.

Fräulein Rudolphine Jonkey, welche den größten Theil des Tages über in einer herrlichen Karosse herumgefahren war, ganz begraben in ihren kostbaren Pelzwerken und von der Langeweile geplagt, kam endlich nach Hause. Da sie den Vortheil nicht kannte, den man beim Auflegen der Schönheitspflästerchen gebrauchen muß, verursachte ihr das Wegnehmen derselben empfindliche Schmerzen und verletzte ihre zarte Haut. Mit Thränen des Aergers legte sie sich zu Bette.

Agnes, deren Wangen so roth waren, wie die Aepfel der Armen, wachte bis Mitternacht mit den Erwachsenen auf den Knieen Onkel Johann's, und theilte alles mit Justus der Alles gerne aß. Auch des Lohnkutschers Kind im zerfallenen Kloster, der arme, kleine Gottfried, wurde sehr glücklich; da er am meisten gelitten hatte, wurde ihm das wahre Glück, das Glück der Engel zu Theil; er allein wurde wirklich gekrönt. Gegen Abend fiel er in leichte Zuckungen und man hörte nicht mehr die sanften, eintönigen Worte: „Ich befehle, daß ich meine Mutter sehe!“ Still und unbeweglich lag er in dem großen Bette der dahingeschiedenen Mutter; ein heiteres Lächeln umspielte seine bleichen Züge; fest hielt er noch mit seinen Händchen den Käfig umspannt, der seine fieberhafte Aufregung beschwichtigt hatte. Ohne Kampf war des Kindes sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen; im Traume hatte er des Vögelchens Flügel an sich genommen und war hingeflogen, seine geliebte Mutter wiederzusehen. Also wurde in jener Stadt Flanderns der Wille der „unschuldigen Kinder“ erfüllt.

V. Das Christfest, oder Gott führt die Seinen wunderbar. — **Das Königthum eines Tages,** oder das Fest der Unschuldigen Kinder. Zwei Erzählungen. **18** kr. oder **6** sgr.

Nach übereinstimmenden Urtheilen der vornehmsten kathol. Zeitschriften und Zeitungen dürften kaum noch andere Jugendschriften zu finden sein, welche in so lieblichen, interessanten und rührenden Erzählungen den Kindern gleichzeitig einen eben so gründlichen und scharfsinnigen, als dem kindlichen Verständniß dennoch vollkommen faßlichen Unterricht über die kathol. Glaubens- u. Sittenlehre, besonders über die heil. Geheimnisse ertheilen, wie es in diesen Erzählungen geschieht.

Brug (Anna) Die Familie Barencourt, oder die Schule des Unglücks. Nach dem Französischen. Mit Stahlstich. broschirt. **48** kr. **15** sgr.

Dörle, Ant, Elisabeth (die heilige Landgräfin.) Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. **2.** verb. Aufl. brosch. **36** kr. oder **12** Sgr.

Durliac, Ed., Prinz Almansor u. sein Kammerdiener Mustapha. Nach dem Französischen von Fr. **M. Brug.** Mit Stahlstich-Vignetten. brosch. **24** kr. oder **7½** sgr.

Oldenburg, F. A., Zwei Sendboten des Evangeliums. Ihre Reisen in Europa, Asien und Afrika. Mit Vorwort v. **Dr.** P. Wittmann. Mit **2** Kupfern. **2** Theile. **54** kr. oder **18** sgr.

Simprecht von Benzenau. Ein Gemälde aus dem Bauernkriege in Schwaben. Mit Vorwort vom Verfasser der Beatushöhle. Nebst Stahlstich. broschirt. **30** kr. oder **9** sgr.

Valentine. Eine Geschichte für die kath. Jugend. Aus dem Franz. broschirt **30** kr. oder **10** sgr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Das Christfest oder Gott führt die Seinen wunderbar

Augsburg 1860

Paed.pr. 1694,2-3/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760102-8